Die Allmeinde,

das Grundstück

zur Lösung der socialen Frage,

[illegible]

von

Dr. B. Becker,
[illegible]

Basel.
[illegible]
[illegible]

Die Allmeinde.



Die Allmeinde,

das Grundstück

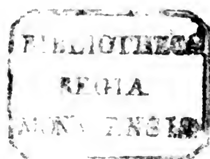
zur Lösung der socialen Frage,

gestützt auf schweizerische Verhältnisse.

Von

Dr. B. Becker,
Pfarrer in Linthal.

Basel.
Schweighauserische Verlagsbuchhandlung.
1868.



Einleitung.

Vor einiger Zeit las ich in einem öffentlichen Blatte unter der Ueberschrift St. Gallen: „Hier scheint man den Genossengütern die Axt an die Wurzel legen zu wollen. Herr Regierungsrath Aepli stellte eine Motion im Regierungsrathe, dahin gehend, den Zustand der Benützung dieser Korporationsgüter, soweit sie in Liegenschaften bestehen, genau zu untersuchen, die Wirkungen aufzuzeigen, welche der bisherige Zustand auf die landwirthschaftlichen, gesellschaftlichen, ökonomischen und moralischen Verhältnisse der betreffenden Gemeinden ausübe, und die Frage zu erörtern, wie die bisherigen Zustände durch die Gesetzgebung verbessert werden können."

Ich sehe nun zwar in dieser Motion keine so korporationsgütermörderliche Absicht wie der Correspondent oder sonstige Verfasser jenes Artikels. Gleichwohl will ich nicht mehr länger zögern, meine Gedanken, die ich auch in Beziehung auf diese Korporationsgüter habe, bekannt zu machen, bevor sie etwa abgeschafft werden, und ich dann mit meinem ganzen Plane wie der Bischof von Antiochien zu spät käme. Ich habe nämlich mit diesen Korporationsgütern oder richtiger mit der Allmeinde nichts geringeres vor, als damit die soziale Frage am meisten zu lösen.

Ich kleide meine Entdeckung in eine Reisebeschreibung ein, d. h. ich erfinde keine Reise, ich habe dieselbe wirklich gemacht und bin erst durch sie zu meiner Entdeckung gekommen. Man stolpert oft jahrelang über eine Sache weg, und erst wenn man sie an einem andern Orte sieht, oder durch einen besondern Umstand darauf aufmerksam gemacht wird, geht einem ein Licht auf. Ich hatte jahrelang selber Allmeindland, aber es wäre mir nie beigefallen, daß da so große Dinge drin steckten als da wäre die Lösung der sozialen Frage. Freilich sah ich auf jener Reise und dann später auf einer andern wieder anderes Allmeindland, als ich es daheim zu sehen gewohnt war. Vierzehnhundert Klafter gutes Pflanzland in Stanz sind etwas anderes als 300 Klafter in Linthal oder nur 28 wie auf Schwändi.

Ich kleide meine Entdeckung nicht absichtlich in eine Reise ein; aber mitnehmen wollen wir die Reise, schon aus Dankbarkeit für das gefundene; sodann sehen wir auch, wie ich Schritt für Schritt zu meinem Sozialismus gekommen bin, und das Stündchen Zeit, das wir verplaudern, hoffe ich, sollte für den Leser nicht ganz verloren sein; wir lernen dabei Land und Leute besser kennen und zu eilen haben wir überhaupt nicht, denn so schnell wird man doch nicht mit den Meßstangen ausziehen und die Welt vertheilen.

Eine Bemerkung kann ich nicht unterdrücken: ein gewisses unheimliches Gefühl beschleicht mich, weil ich meine Ansichten, wie ich sie habe, noch nirgends so ausgesprochen finde, und was so unbedingt gut sein soll, das wird doch heutzutage vielfach verhandelt. Zu denken nun: alle seien dumm und nur ich gescheidt, das kann ich nicht, und das umgekehrte: ich sei allein der dumme, geht auch schwer

ein. Item, wir wollen die Sache ruhig erörtern und dann hören. Ich bin auf Widerspruch gefaßt, ich weiß nur, daß ich die Sache ohne Vorurtheil bespreche.

Ich habe die Reise vor drei Jahren gemacht; deßwegen muß aber der freundliche Leser nicht fürchten, er bekomme hier eine Reisebeschreibung, an der mehrere Winter hindurch bei Kerzenschmutz, weil ich noch keine Petroleumlampe habe, gearbeitet worden sei. Hiezu hätte ich vielbeschäftigter Mann wirklich keine Zeit und Lust. Nur die sozialistischen Gedanken, die hier vorkommen, habe ich allerdings lange Zeit bei mir herumgetragen, wobei sie immer die gleichen geblieben sind; aber ich würde keinem erlauben, auch nur in das Feuilleton einer Zeitung etwas über sozialistische Dinge zu schreiben, wenn er nicht mindestens drei Jahre darüber nachgedacht hätte.

I. Kapitel.

Der Urnerboden.

Wenn man heutzutage eine Reise antritt zu einer gelehrten oder vaterländischen Versammlung, ist das erste, daß man im Fahrtenplan nachsieht, wann dieser oder jener Zug abgehe. Ich hatte es nicht so gut, als ich an die Versammlung der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft nach Altorf gehen wollte. Ich mußte einen Bergstock zur Hand nehmen und kaum zehn Minuten vom Hause entfernt so steil bergan steigen, daß ich fast bei jedem Schritt mit der Nase anstieß. Dafür hatte ich aber auch zur Begleitung kein Post- und Eisenbahnpublikum, mußte nicht durch weite Ebenen oder an langweiligen Landstädtchen vorbei gehen. Rings aus Morgendämmerung und Nebel heraus erhoben sich die hohen Häupter des Selbsanft, des Bifertenstock und Töbi, umstanden von einer Anzahl niederer, aber doch noch ansehnlicher Herrschaften, die schon ihre 8 und 9000 Fuß zu dem Montblanc der Ostschweiz hinaufblickten. Zur Linken, den kühlen Fruttwald hinauf, donnerte in der Tiefe der Fätschbach, einer der schönsten Wasserfälle der Schweiz. Ja das ist nicht ein einmaliges Donnern; der Fätschbach ist ein treuer Bach. Wenn man die erste Terrasse der Fruttberge erstiegen hat,

hört man in geheimnißvoller Tiefe einen zweiten Fall tosen, und dießmal fällt er nicht über den Rücken einer Felswand hinunter; senkrecht stürzt er sich in einem dicken Strahl in sein dunkles Bett, so daß man ihn in seiner nassen Höhle umgehen kann. So geht es noch ein paar mal, bis er oben auf dem Urnerboden als ein stiller Fluß friedlich durch das schöne Alpenthälchen zieht. Auf den Fruttbergen, den ersten Vorbergen vom Thale aus, glänzten eben die frischen Signale einer neuen Bergstraße, welche die Kantone Uri und Glarus und durch sie die nordöstliche Schweiz mit der italienischen verbinden wird, wenn die treue Mutter Helvetia auch etwas beilegen wird. Eine prächtige Straße mit Aussicht auf Berge und Thal würde das geben.

Nach den Fruttbergen betraten wir die zweite Stufe, die Alp Fritern; Fismeten, den Superlativ, ließen wir links oben in der Höhe liegen. Beim Eingange auf den Urnerboden kommt man, vom Gesichtspunkte eines Glarners aus gesehen, leider an die Gränze. Hier hatten die Urner und Glarner lange mit einander Streit; an andern Orten nicht. Wo kirchthurmhohe Bergwände die Gränze bilden, läßt man das Streiten schon bleiben. Hier war es aber anders. Der Urnerboden ist ein prächtiges Alpenthälchen, von beiden Seiten, namentlich aber von der glarnerischen, ganz gut zu erreichen. Sein Wasser fließt zu den Glarnern herüber; aber die Urner waren wahrscheinlich früher oben und wollten ihn nur des Wassers wegen, das zu den Glarnern hinab fließe, nicht aus den Händen geben. Da gab es nun manchen blutigen Span, indem sie es nicht wie Abraham und Lot hielten: „Lieber, laß nicht Zank sein zwischen mir und dir und zwischen meinen und deinen Hirten, denn wir sind Gebrü-

der. Stehet dir nicht alles Land offen? Lieber, scheide dich von mir. Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten; oder willst du zur Rechten, so will ich zur Linken." Aber auf immer gefiel dieser Streit doch nicht allen. Die Friedliebenden unter ihnen brachten es endlich zu einem freundnachbarlichen Entscheide. Es wurde von den beiden Parteien verabredet, daß an einem bestimmten Tage aus den beiden Hauptorten des Landes, Glarus und Altorf, ein Läufer abgehen sollte, und da, wo beide zusammentreffen, sollte die künftige Landesgränze sein. Und da man in selbiger Zeit noch keine Telegraphenuhr in der Schweiz hatte und nicht von Zofingen aus alle Schwarzwälder-Uhren in allen Schweizerstuben gerichtet wurden, griffen sie zu einem volksthümlichen Mittel. Am St. Georgentag sollten die Läufer beim ersten Hahnenschrei aufbrechen, und damit alles ordentlich zuginge, sollten Urnerleute in Glarus und Glarner in Altorf als Unparteiische zugegen sein. Gute Läufer fand man nun an beiden Orten und zwei Hähne auch; das wichtigste war für jede Partei, daß ihr Hahn recht früh krähe. Die Glarner, in ihrer schon damals sichtbaren Industrieklugheit und Freigebigkeit dachten: wenn wir den Hahn gut füttern, wird er aus Ueppigkeit und Wohlsein heraus sich Morgens früh erlustigen. Die Urner, denen Bauernschlauheit auch schon eigen war, rechneten: wenn wir dem Thier Hunger lassen, wird's der Hunger schon früh wecken. Gesagt, gethan. Die Hähne gingen ihrem ungleichen Schicksale entgegen. Aber die Urner hatten besser gerechnet; Noth lehrt beten; der Urnerhahn krähte früh. In Glarus war schon längst der Tag angebrochen. Die Gemeinde umstand den Ort, wo der gemästete Hahn vollgefressen in den Tag hinein dämmerte. Endlich geschah so ein träger, gähnender Schrei.

Der Läufer macht sich schnell auf die Beine, drei Stunden weit das Glarnerland hinein bis nach Linthal, wo das Steigen in die Berge hinauf erst beginnt. Aber, o weh, kaum ist er eine Strecke weit gestiegen, kommt mit Jauchzen schon der Urnerläufer die Abhänge hinunter, so weit in's Thal abwärts, daß kein Urner je im Traume daran gedacht hätte, daß man so viel vom Glarnerland bekommen sollte. Erschrocken, aber auch weich geworden, bittet der Glarner den Urner, er solle ihm noch ein Stück Land abtreten; das dürfte er nie verantworten und wäre eine Schande für das Land Glarus auf alle ewigen Zeiten, wenn die Gränze so tief unten im Land sollte gesetzt werden. „Keinen Zoll breit!" war die Antwort des Urners. „Aber das will ich dir noch zu Gefallen thun: so weit hinauf du mich noch tragen willst, will ich dir vom Boden abtreten. Erfreut ladet der Glarner den Urner auf seinen Rücken und trägt ihn hinauf, immer höher und immer weiter, bis zu einem Bächlein, „Scheidbächli" noch heute genannt. Da sinkt er todt unter ihm nieder und hier wurde die Gränze.

Von dieser Gränze gingen wir, d. h. jetzt einige hundert Jahre später, am 13. Sept. 1865 auf den Urnerboden. Gleich beim Eingang durch das Alpthürli kamen uns grasende Heerden von Kühen und Rindern, Gaißen und andern Thieren entgegen, so freundlich und fröhlich, daß wir ihnen und sie uns einen herzlichen „guten Morgen!" hätten zurufen mögen! Ein recht urchiges Urner Landleben, ja ein rechtes Urleben der Schweiz, wenn nicht gar der ganzen Welt. Denn Rinder und Kühe, Schafe und Schweine, Gaißen und Hühner, alles durcheinander grasend, Hirten in bloßen Hosen und Hemden und nichts oder nur Holzböden an den Füßen, Häuschen und Ställchen

von blos auf einander gewälzten Baumstämmen, Weiden mit Bächen und Bächlein durchflossen, Brücken ohne Bretter, Halden mit Schutt überdeckt und nicht gereinigt: einfacher und ursprünglicher kann es in den ersten Tagen der Schöpfung nicht ausgesehen haben.

Hier trat mir ein Gedanke, der mich schon vielfach geplagt hat, lebhaft vor die Seele. Ich habe schon viel über die Fabrikindustrie nachgedacht und auch um dieselbe herum doktern und helfen wollen. Manchmal war es mir dann: laß das lieber bleiben! Du bist in einer falschen Stellung, rathest und redest um ein Ding herum, das du eigentlich nicht liebst, das du lieber tausend Schritte vom Leibe hättest, das du dir und der ganzen Welt schenken möchtest. Fort mit der Industrie! Der Mensch baue das Land, kleide sich in die Stoffe, die er selber seinen Heerden und seinem Acker abgewinnt, esse das Brod, das er aus dem Boden heraus pflanzt. Die Bäche fließen in allerhand Windungen dahin, stürzen von den Felsen, ohne daß so abscheuliche schwarze Röhren von Eisen nebenher schleichen und das Wasser auf irgend eine verteufelte Turbine leiten. Kinder führen die Heerden auf die Weiden und spielen mit scherzenden Lämmern. Ich wollte dieses Landleben auch auf dem Urnerboden finden, aber so gar idyllisch traf ich es doch nicht. Kräftige Leute, Männer und Weiber, sah ich allerdings, die in ihren Holzschuhen, eine Menge Käse, wie Schleifsteine groß, auf dem Rücken, in's Glarnerland hinunter sprangen; aber doch auch wieder schwächeres Volk, doch auch bleiche Kinder, magere, unschöne Weibsleute. Beim hablichen Bauernstand ist Gesundheit und Kraft, aber die Armen, die kein Vieh auf die Allmeinde zu treiben haben, etwa in einer steinigten Halde einen ummauerten Raum haben für wenige Erdäpfel, in alle Abhänge hin-

aufklettern, um etwas Gras für die Gaißen abzurupfen, sehen auch nicht alle landammannmäßig aus.

„Fort mit der Industrie!“ Aber wie sieht es denn da ohne Industrie aus? Viel arme Häuschen, die halben Fenster mit Papier überklebt oder dünne Holzbrettchen, wo Glas sein sollte; Kinder mit herabhängenden Haaren; Bildung keine. Da weiß man nicht, daß draußen auch noch eine Welt sei, daß noch Länder und Völker auf der Welt seien, weiß nicht, was in frühern Zeiten geschehen, daß große Männer gelebt und was herrliches in eines Menschen Geist aufgegangen. Das kann doch auch nicht der höchste Zustand sein, daß man schlecht esse und trinke, heirathe und sterbe; das kann nicht Menschenbestimmung sein, daß man nichts wisse von dem, was in der Welt ist und vorgeht, und nur das dürftigste verstehe von irdischen und himmlischen Dingen.

Allerdings wenn wir, wie es noch an vielen Orten vorkommt, vom frühesten Morgen bis zum späten Abend, von frühester Jugend an zeitlebens um einen kleinen Lohn bei ungesunder Fabrikarbeit unser Leben zubringen müssen, daß wir auch nichts anderes werden können, nichts anderes sehen, erfahren, genießen, nichts sind als geplagte, ungesunde, schmutzige, freudlose Fabrikler, wenn sich Eltern, wie es vorkommt, beim Tode ihrer Kinder trösten: sie seien jetzt der Maschine entronnen! so ist das auch ein elendes, erbärmliches Leben, daß man wohl mit Hiob ausrufen möchte: „Warum ist das Licht gegeben den Mühseligen, und das Leben den betrübten Herzen? Warum bin ich nicht gestorben von Mutterleibe an? So läge ich doch nun und wäre stille, schliefe und hätte Ruhe, mit den Königen und Rathsherren auf Erden, die das Wüste bauen; oder mit den Fürsten, die Gold haben und ihre Häuser voll

Silber sind; oder wie eine unzeitige Geburt verborgen, und nichts wäre wie die jungen Kinder, die das Licht nie gesehen haben. Daselbst müssen doch aufhören mit Toben die Gottlosen; daselbst ruhen doch, die viel Mühe gehabt haben. Da haben doch mit einander Frieden die Gefangenen und hören nicht die Stimme des Drängers. Da sind beide, klein und groß, Knecht und der von seinem Herrn frei gelassen ist." Aber wenn eine vernünftige Arbeitszeit besteht, wenn die Kinder nicht zu früh und zu streng zur Fabrikarbeit verwendet werden, wenn man einen Lohn dabei findet, daß man bei weisem Haushalten sein eigenes Häuschen, rechten Hausrath, eine hinreichende Nahrung hat, wenn man in einer Sparkasse, in einer Lebensversicherungskasse etwas besitzt, wenn uns so viel Zeit übrig bleibt, daß Liebe und Freundschaft und Geselligkeit auch noch ihren Raum finden, wenn wir nach Maßgabe unserer Kenntnisse und Fähigkeiten auch der geistigen Ausbildung obliegen können, dann ist es mit der Fabrikarbeit so gefährlich nicht. Alle können wir nicht Herren werden; die Arbeit, viel Arbeit, alle Arbeit muß doch in der Welt gethan werden, auch die unschöne und häßliche; dann darf es den Tag über schon eine Zeit lang streng gehen, stäuben und übel riechen; der Mensch hält viel aus. So duftig und ästhetisch geht's ja überhaupt bei der Arbeit nicht zu. Das schönste Gemälde, das uns aus Goldrahmen von der Wand herunter anlacht, ist aus schmutzigen Farben zusammengesetzt, und der Maler saß in der Werkstätte in einem Kittel voller Klekse davor. Die schönsten Lieder fließen nicht aus einer goldenen Leier oder einem purpurrothen Munde voll schneeweißer Zähne in ein mit Gold und Saffian gebundenes Buch. Da sitzt vielleicht eine grämliche Gestalt vor einem Stück Papier und kratzt in

den Haaren, und wenn wir den goldlockigen Jüngling, den wir hätten küssen mögen, als die obige Gestalt zufällig einmal zu Gesichte bekommen, erschrecken wir: o, daß wir doch nur die Lieder gekannt hätten und jetzt nicht auch noch den Verfasser dazu! Der Gerber in Basel war auch den Tag über bei schmutziger Arbeit, aber daheim hatte er duftige Kleider, Silbergeräthe und eine schöne züchtige Hausfrau, daß er Herren und Kaiser beherbergen konnte. Nur wenn es immer dunkel ist, kein Feierabend kommt, kein Sonntag, kein Fest, keine Frau, keine schönen Kleider — dann gute Nacht Welt, Freude und Herrlichkeit!

Bei dem Worte Industrie denken wir immer nur an die unschönste Fabrikindustrie, an die stäubende, übelriechende Baumwollindustrie in ältern engen und niedrigen Gebäuden, dumpfen, voll gepfropften, feucht heißen Druckstuben. Aber schon diese Industrie hat sich in den neuen, hellen, geräumigen Sälen um vieles verbessert. Es schweben uns immer die bleichen magern Kinder vor. Wenn sich der Lohn hebt, die Armuth und die Unordnung und der Unverstand außerhalb der Fabriken in den Häusern und den Familien nach und nach auch durch andere Umstände sich vermindert, und wir besser genährte, besser erzogene, ältere Kinder in die Fabriken schicken können, dann wird sich die Fabrikindustrie wieder um etwas verklären. Wir denken bei der Fabrikindustrie immer nur an die unterste Sorte. Gehen wir in eine Maschinenfabrik. Da sind schwere, starke Kerls, gewandt, ernst, gut genährt, mit trotzigen Bärten, radikalen Gesichtern, die den Pfarrer respektiren, aber nicht fürchten, die Gemeindevorsteher achten, aber sich kein X für ein U machen lassen. Stellt solche neben die Bauern: sie werden in mancher Beziehung einen Ver-

gleich aushalten. Die Bauern sind auch nicht alles ideale Gestalten, es gibt auch verwerchete, ärmliche Figuren und dumme unfreundliche Klötze, die auch nicht die höchste Menschenherrlichkeit vorstellen.

Wenn wir das Wort Industrie mit unsern scharfen spitzigen deutschen Buchstaben schreiben und sprechen es im Glarnerland noch recht unlieblich Induschtrie aus mit dem Ton auf der letzten Silbe, wobei wir den Mund noch recht in eine Spitze nach vorn ziehen, so kommt allerdings nicht viel Witziges heraus. Aber schreibt es mit den rundlichen lateinischen Buchstaben industria, sprecht das s weich aus und legt den Ton auf die zweite Silbe; denkt euch das Wort „Industria" mit großen goldenen Buchstaben über einer ehrlichen männlichen Werkstätte des Fleißes geschrieben; denkt euch, daß industria Fleiß heißt, beharrlicher, eifriger Fleiß, beharrliche, eifrige Thätigkeit, Betriebsamkeit — dann bekommen wir schon eine etwas bessere Vorstellung. Industria! Siehe, wie die Bienen fleißig und kunstvoll im reinlichen Korbe Zelle an Zelle fügen! Siehe, wie die Vögel auf Thürmen, auf schwankenden Gipfeln, unter dem schützenden Dache, aus Reisern, aus Moos, aus Federn ein Nestchen bereiten, es ausrunden und für die Eier und Jungen geschickt zubereiten! Wie ist Fleiß, Geist, Thätigkeit in der ganzen Natur und allen Geschöpfen! Wie fliehen und ziehen sich mächtige Kräfte und ist die ganze Welt eine große freie und doch wieder gebundene Maschine, voll Ordnung und heiligen Geistes, voll Lust und voll Leben, voll Eifer und Fleiß, industria, voll großer unendlicher Betriebsamkeit!

Also wir wollen von dem Urnerboden scheiden mit dem Gefühl: da oben sei die höchste Herrlichkeit des Menschengeistes und Menschenlebens nicht zu suchen; der Mensch sei

nicht bestimmt, zeitlebens über ein halbfaules Stück Holz zu gehen, das man als Brücke über einen sumpfigen Bach geworfen, der träge durch Torfland schleicht, und wenn das Glas an den Fenstern zerbrochen, daß man es mit einem schmutzigen Papier oder einem Brettstückchen nothdürftig überdecke.

II. Kapitel.

Das Schächenthal.

Wir haben dem Urnerboden einigermaßen Unrecht gethan; etwas Bildung ist doch auch dahin gedrungen. Auf einem waldigen Hügel, ungefähr in der Mitte des Thälchens, steht eine christliche Capelle, und zum Beweis, daß nicht nur das Christenthum, sondern auch weltliche Cultur den Weg da hinauf gefunden, sind auch ein paar Wirthshäuser da, „Wilhelm Tell" und „Rose" zubenannt, zwei Namen, die im Kanton Uri als Wirthshausschilde sehr beliebt sind. Das Kirchlein macht einen eigenthümlichen Eindruck zwischen diesen Felsblöcken und Tannbäumen, umgeben von weidendem Vieh. Etwa zwei Fuß vom heiligen Gemäuer entfernt sind rings um das Kirchlein Latten angebracht, damit sich das Vieh nicht zu zuthunlich mit den Mauern abgebe.

Nachdem wir, eine kleine Gesellschaft Gemeinnütziger, das ebene Thälchen durchschritten und zwei Stunden lang durch ödes Gestein aufwärts gestiegen, gelangten wir oben auf die Paßhöhe des Clausen, von der aus man eine prächtige Aussicht hat über die beiden Thäler. Links starren die weißen Eisfelder der Glariden herunter mit dem Kammlistock, dem vergletscherten Scheerhorn, weiter zeigen

sich der kleine und große Ruchen, der hohe Faulen, d. h. wenn man schönes Wetter hat; uns aber hatte ein tückischer Nebel, der uns auf die Paßhöhe vorausgeeilt war, alle Aussicht verdorben, und ein urschweizerischer Regen durchnäßte uns bis auf die Haut. Einen Augenblick suchten wir Schutz in einem Ställchen, in dem wir aber kaum aufrecht stehen konnten. Bei diesem kalten strömenden Regen auf dieser Bergeshöhe hielten wir uns in diesem Augenblick für die einzigen lebenden Seelen; aber plötzlich erblickten wir neben uns eine hohe männliche Gestalt mit wildem trotzigem Bart in einen noch schwärzern zottigen Mantel gehüllt. So ein Nordländer, der am tiefen mitternächtlichen Abhang des Tödi wohnt, wenn er nur die Clausenhöhe überschritten und etwas südliche Luft aus den Schächenthaler Wohnstuben hinauf weht, meint schon, halb in Italien zu sein, und hätte ich nicht gewußt, daß Mazzini ein kranker Mann irgendwo an wärmerm Orte sich aufhalte, wäre mir unwillkürlich diese Gestalt vor die Seele getreten. So aber schauten wir getrost nach ihr und gewahrten zwar auch etwas von einem Agitator, aber doch war es ein befreundetes Landeskind und wir schritten gemeinsam mit ihm die Palmwand hinunter, in dem Gedanken, einer verregneten schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft entgegen zu gehen. Aber es war anders beschlossen im Rathe der festleitenden Götter. Nur um die Clausenhöhe herum hatten sich die Wolken zusammen gepackt und entladen; unten im Thale gab es nur ein paar verlorne Tropfen, und die Sonne trocknete uns wieder das grüne Schächenthal hinaus die durchnäßten Kleider und Mienen. Zwischen den Dörfern Unterschächen und Spiringen mußten wir über die Trümmer eines Lauinensturzes schreiten, welcher im Frühling von der andern

Seite des Thales einen schroffen Abhang herunter getobt und weit in die andere Seite des Thales über den Schächen sich hinauf geworfen hatte. Große Felsblöcke, zerbrochene Tannen, Aeste und Haufen von Schutt lagen noch übereinander, trotzdem, daß seit dem Wegschmelzen des Schnees bis in den Herbst hinein rings herum war weggeräumt worden. Der Weg führt bald am Schächen vorbei, bald auf Hügel und Höhen hinauf; durch Wäldchen von Ahorn und Nußbäumen, links und rechts erheben sich schroffe Bergfirsten. Vom Dorf Unterschächen aus blickt man ganz eben in ein Seitenthälchen hinein, das hinter einem engen Portal wie ein stiller heiliger Dom sich aufthut, ringsum mächtige Wände, mit einem frischen Schnee angehaucht, oben weiße Gletscherborde. Es fehlte nichts, als daß noch am Abend an der sternbesäten Himmelsdecke der Mond wie ein ewiges Licht in diesen Chor hinunter hing. Eine Pracht des Schächenthales ist auch zu hinterst der Schächen selber, wo er unter dem Namen „Stäubi" frisch von dem Gletscher unter dem Scheerhorn in's Thal hinunter springt. Man blickt zu ihm hinauf wie zu einem Gemälde an der Wand. Das ist kein furchtsames Hinabfallen, kein Schleichen über einen Felsrücken, kein unheimliches Tosen in einer finstern Schlucht, daß man nicht weiß: sind Kröten drin oder Drachen. Der kommt aus der Höhe, frisch vom Gletscher weg, springt singend, tanzend über die Felswand hinaus, und steht unten schnell wieder auf den Beinen, und stehend eilt er fort über Stock und Stein eine stotzige Halde hinunter weiter das Schächenthal hinaus. Man möchte mit ihm ziehen, so leicht und wohl wird es einem um's Herz. Das Dörflein selber aber, das er illuminirt, sieht eher einer Versammlung von Wildheuställchen gleich, als gewöhnlichen menschlichen Wohnungen;

ein ursprünglicheres Dörfchen giebt es auf dem ganzen Erdenrund keines als dieses Aesch, zu hinterst im Schächenthal, da man über den Clausen nach Glarus geht.

Am Ausgang des Schächenthales, wo es einmündet in das Urner Haupt- oder Reußthal, liegt in Bäumen verborgen im Antlitz der untergehenden Sonne das Dorf Bürglen, Heimath und Wohnort des Wilhelm Tell. An der Stelle, wo sein Wohnhaus stand, erhebt sich jetzt eine kleine Capelle. Begreiflich, daß wir zuerst unsere Schritte nach dieser Capelle richteten, bevor wir uns für den Einzug in die Hauptstadt zurecht machten. Außen an der Capelle steht eine Inschrift, die über die Bestimmung des Ortes Auskunft giebt. Sie wird schwerlich von Schiller herrühren, so wenig als die andern Poesien im Innern derselben, indessen wollen wir sie doch hersetzen:

„Allhier auf dem Platz dieser Capell
Hat vormals gewohnt der Willhelm Tell,
Der treue Retter des Vaterlands,
Der theur Urheber des freien Stands.
Deme zum Dank, Gott aber zur Ehr
Ward diese Capell gesetzet her,
Und selbe dem Schutz befohlen an
Sanct Willhelm Rochi und Sebastian.
Ach, liebe Eidgenossen, gedenkt daran,
Was Gott und die Alten euch Guts gethan!"

Das Innere der Capelle ist eine gemalte Tellen- und Schweizergeschichte, wie schon gesagt, mit kurzen Poesien ausstaffirt. Das Hauptgemälde am Gewölbe der Capelle stellt auf der einen Seite Moses mit den geretteten Israeliten dar, auf der andern Pharao, der mit seinen Egyptern ertrinkt. Die Ueberschrift lautet: „Hier truckt die Noth" (Exod. 1), „da rettet Gott." (Exod. 14.)

Ueber dem Altar, dessen Bild einen von Pfeilen durchbohrten St. Sebastian zeigt, ist eine Uhr angebracht, und ein Spruch, nicht gerade des höchsten Styls, sagt uns:

„Die Freiheit wird sein von langer Duhr,
Wenn immer auf Eins bezeiget die Uhr!"

Auf einer Seite der Capelle, wo das Landsbuch aufliegt, schaut uns ein rationalistischer Spruch entgegen, wie er dem gesunden Menschenverstand zu allen Zeiten eingeleuchtet hat:

„Nicht ders Gsetz hört, sondern wers thut,
Der ist vor Gott gerecht und gut."

ad Rom. 2, 13.

Beim alten Heinrich von der Halden aus dem Melchthal, dessen Ochsen von des Vogts Knechten weggenommen wurden, steht der Spruch:

„Der sich wollt wehren um sein Sach,
Dem man die Augen gar ausstach."

Wo Tell an dem aufgerichteten Hute vorbeigeht:

„Wilhelm wird hart verklagt,
Daß er dem Filz die Ehr versagt."

Wo er gefangen genommen wird:

„Der arme Tell soll in Verhaft
Nach Küßnacht in die Gfangenschaft."

Und bei Hause:

„Unter größtem Herzeleid
Nimmt der Tell vom Haus Abscheid."

Wo er auf die Platte springt:

„Tell springt hinauf von Banden los,
Und giebt dem Schiff ein harten Stoß."

Beim Schuß auf Geßler:

„Der Tell macht durch sein Geschütz behändt
Dem Geßler und dem Zwang ein Endt."

Drauf flackern die Burgen:

„Alles soll werden zerstört,
Was dem Zwingherrn zugehört."

Von Bürglen aus öffnet sich eine prächtige Aussicht auf das Hauptthal von Uri, das die Reuß durchströmt, und die rings herum feierlich dastehenden Bergriesen. Links, im Hintergrunde, wo das ebene Thal von Uri aufhört, der Bristenstock, der sich breit und zurückgelehnt mit eingestemmten Armen, wie ein trotziger Bauer, vor die hintern Berge stellt, die einer über den andern hinausschauen und gierige Blicke nach der Ebene werfen, in die sie hinunter möchten. Gegenüber die Surenen und der wilde Uri-Rothstock, rechts der schwarze Bannberg; ein schönes Bild, hier von dem Bürgler Kirchhof aus, der mit blühenden Rosen überdeckt ist. Am Fuße des Bannberges dehnt sich ruhig und still Altorf hin; in jäher Höhe über ihm steigt der Bannberg auf, mit dem dunkeln Tannenwald auf zerklüftetem Geröllboden. Mit Recht heißt es von diesem Wald in Schiller's Wilhelm Tell, daß „seine Bäume bluten, wenn man einen Streich darauf führte mit der Axt; denn die Lauinen hätten längst den Flecken Altorf unter ihrer Last verschüttet, wenn der Wald dort oben nicht als eine Landwehr sich dagegen stellt." Ernst ruht am Fuße dieses Waldes Altorf. Schon der Zugang stimmt ernst. Große Güter und Höfe mit mächtigen Bäumen sind mit hohen Mauern umgeben und mit Einfahrten wie mit alten Stadtthoren versehen. Enge Gassen führen zwischen diesen Mauern hin, lauter „hohle Gassen" aus alter fin-

sterer Geßlerzeit. Man hat zwar bemerkt, daß vom lockern Bannberg viel Steine rollen; die habe man nicht in die Reuß tragen können und noch viel weniger in den noch weiter entfernten See, sondern ganz natürlich dazu verwendet, die Güter mit tüchtigen Mauern zu versehen. Ein ganz annehmbarer Grund. Indessen giebt es in der Schweiz auch Gegenden, wo Steine genug zur Hand sind und zu nichts anderm so zweckmäßiq verwendet werden könnten, als zum Einfrieden von Gütern und Höfen; aber die Mauern sind nicht so hoch. Es ist dies ein tief aristokratischer Zug in dem urdemokratischen Ländchen Uri. Dadurch daß man von Kaiser und Landvogt befreit ist, ist man noch nicht eine Gemeinde von Brüdern. Uebrigens fällt man heutigen Tages an vielen Orten in's andere Extrem. Man getraut sich kaum noch sein Eigenthum gehörig einzufrieden; man macht ein flüchtiges Geländer von Drath, damit wenigstens jeder Bruder Proletarier genaue Einsicht bekomme in unser Hauswesen und unsern Bestand. Da lobe ich mir die tüchtigen Mauern und die mit Epheu umrankten Einfahrten. Oeffentliche Plätze soll es geben, viele und schöne; die sollen jedermann zugänglich sein. Aber, „mein Haus ist meine Burg." Da öffne ich nicht jedem, daß er seine Nase hineinstecken kann.

III. Kapitel.

Die Korporationsgüter in der Schweiz.

Altorf war also der Festort, der die gemeinnützige Gesellschaft aufnehmen sollte, und es hatte sich auch festlich herausgeputzt, mehr als es bisher bei den Versammlungen

dieser Gesellschaft an andern Orten der Fall war, und wohl auch mehr, als es für eine so ernste und bescheidene Versammlung gut ist. Aus allen Fenstern wehten eidgenössische und kantonale Fahnen und Abzeichen; Brunnen und öffentliche Gebäude, alles war bekränzt und mit Inschriften versehen; selbst die dienstthuenden Mädchen im Empfangsgasthofe zum Schlüssel waren in das eidgenössische Roth und Weiß gekleidet, das übrigens die Tracht der Schächenthalerinnen ist. An Gesang, Musik und Kanonendonner fehlte es auch nicht, und der letztere erregte ein ordentliches Brausen den Bannberg hinauf. Auch ein Fackelzug kam vor, bei dem aber die Altorfer Jugend keine besondere Gewandtheit verrieth. Manche Fackel zettelte auseinander, daß es große Aufopferung erforderte, den Haufen Feuer noch eine Zeit lang in der Hand zu behalten. Wenn nicht so viel eidgenössische Besatzung in jener Nacht in Altorf gelegen, hätte man schon fürchten können, daß der Flecken Altorf bei diesem trockenen Wetter und den vielen hölzernen Häusern in Brand gesteckt würde, keine üble Bescherung von Seite einer gemeinnützigen Gesellschaft.

Nachdem sich am Dienstag Abend die Gäste gegenseitig begrüßt und die alten Bekanntschaften wieder aufgefrischt waren, fand am andern Morgen in der Hauptkirche von Altorf die Eröffnung der Versammlung statt. Nach einer einleitenden Rede des Herrn Ständerath Arnold, eines körperlich und geistig stattlichen Urner Magistraten, wurde über die Frage berichtet und gesprochen: wie die Korporationsgüter am besten benützt werden können. Auf den ersten Blick, als das Programm in die Hände der Mitglieder der Gesellschaft gekommen war, hat gewiß mancher gedacht: deßwegen gehst du nicht nach Uri;

das ist etwas nur für die Urner, wo sie noch viel Allmeinde haben. Bei uns bestehen diese eigenthümlichen Verhältnisse nicht. Als dann aber das kleine, geistreiche Männchen, Staatsanwalt Lusser genannt, die Sache zu behandeln anfing, zeigte es sich, daß die Frage auch andere ehrliche Leute interessire. Nicht bloß kommen ähnliche Verhältnisse in andern Kantonen der Schweiz vor, auch Städte-Verwaltungen, die gesammte Forst- und Landwirthschaft, alle Eidgenossen, selbst die Holländer unten am Rhein konnten ihr Theil davon nehmen. Von mir galt das Wort: „Welch einen Sturm gefährlicher Gedanken weckst du mir in der stillen Brust." Ich wurde da nicht nur ein Socialist, sondern gar ein Communist, aber Communist hergeleitet von Commune, Gemeinde.

Das Referat des Herrn Staatsanwalt Florian Lusser gab keinen vollständigen Ueberblick über die Korporationsgüter, welche unser schweizerisches Vaterland besitzt; auch ich will diese Lücke nicht ergänzen, für meinen Zweck ist es durchaus nicht nothwendig; ich will an der Hand jenes Referates nur einiges mittheilen über diese Korporationsgüter, woraus man dann schließen kann, wie groß ihre Menge, und welches ihre Beschaffenheit in dem lieben Schweizerlande sei. Im allgemeinen darf angenommen werden, daß in allen Kantonen bürgerliche Korporationsgüter zu finden sind, indessen nicht gerade auch in allen Gemeinden; es giebt nämlich in dem lieben Schweizerlande noch Vaterländer, da es keine Gemeinden giebt, sondern nur einen gemeinsamen Kanton. Der allgemeine Besitz an Land und Wald gehört dem Kanton, so z. B. in Uri und Appenzell J.-R. Ueber die Art des Korporationsgutes kann bemerkt werden, daß wohl in allen Kantonen mehr oder weniger Gemeindekorporationsgut in liegenden

Gründen sich vorfindet, daß aber in einigen, etwa mit Ausnahme von Waldungen, der Kapitalbesitz vorherrschend ist, während in den Viehzucht treibenden, namentlich in dem Gebirge, der Besitz in liegenden Gründen weit vorherrscht.

Von Bern sagt der Bericht, daß die Ausscheidung der Gemeindegüter in solche, welche zu öffentlichen Zwecken bestimmt und deßhalb der „Einwohnergemeinde" zufallen, und in solche, die zu Nutzungszwecken gewidmet und daher ausschließlich der Korporation der berechtigten Genossen als Eigenthum angehören, noch nicht vollendet sei, und deßwegen lasse sich zur Stunde auch nicht genau angeben, wie hoch sich der Gesammtwerth der bürgerlichen Korporationsgüter im Kanton Bern belaufe. Dieser Gesammtwerth dürfe jedoch unbedenklich auf mehrere hundert Millionen veranschlagt werden, und derselbe bestehe vielfach in Liegenschaften, in Land und Wald.

Laut Mittheilung öffentlicher Blätter hat in Freiburg die Direktion des Innern für die schweizerische statistische Gesellschaft eine Zusammenstellung vom Vermögen der Gemeinden dieses Kantons abfertigen lassen. Nach derselben besitzen die Gemeinden, die hypothezirten Schulden abgerechnet:

an Schulfonds	Fr.	2,597,965
an Kirchengütern	„	6,235,007
an Armengütern	„	5,449,409
an Bürgergütern	„	21,282,364
also zusammen	Fr.	35,564,745

Die Güter werfen jährlich nicht weniger als 2,424,000 Franken ab.

Die Gemeindegüter der Stadt Solothurn zerfallen

laut Bericht in zwei gesonderte Kategorien, nämlich in das Munizipalgut und mehrere besondere Fonds mit bestimmten Nutzungszwecken, wie z. B. Armen-, Spital-, Pfrund- und Erziehungsfonds u. s. w., sodann in das eigentliche Korporationsgut, welches zunächst zum Privatnutzen der Bürger bestimmt ist.

Diese letzte Art der Bürgergüter unter dem Namen „Forst- und Allmendkasse" umfaßt folgende Vermögensbestandtheile:

a. Waldungen, 5409 Juchart geschätzt	Fr.	1,023,054
b. Bergweiden, 1041 „ „	„	119,801
c. Allmend und Pflanzland 136 Juchart geschätzt	„	60,078
d. Gebäulichkeiten	„	127,740
e. Kapitalien	„	59,665
Summa	Fr.	1,390,338

Die Allmenden und Waldungen der Gemeinden (Uertenen) von Nidwalden wurden im Jahr 1848 auf

	Fr.	1,322,249. 89
die Alpen auf	„	505,280. 31
geschätzt, also ein Genossengut von	Fr.	1,827,530. 20

Nach Ansicht des Hrn. Dr. Melchior Wyrsch ist aber der Werth bedeutend, wohl ein Dritttheil, höher als diese Schätzung.

Obwalden besitzt nach neuesten Berichten an Allmeinden, Alpen und Waldungen, ein Vermögen von Fr. 11,358,000.

Nach der Mittheilung von Basel-Stadt finden sich dort Gemeindegüter, deren Ertrag zu verschiedenen munizipalen Zwecken verwendet werden, und solche, deren Ertrag nach den Vorschriften einer bestimmten Stiftung zu

verwenden ist. Die Güter der ersten Art bestehen in Liegenschaften der verschiedensten Gattung.

Die laut Dotationsurkunde von 1803 als ausschließliches Eigenthum der Stadtgemeinde Basel überlassenen milden Stiftungen sind folgende:

1) der große Bürgerspital, sammt dessen Liegenschaften, Gebäuden und Einkünften;

2) das Almosenamt;

3) das Waisenhaus.

Als eine weitere Art von Bürgergut kann das Vermögen der Zünfte und dasjenige der Gesellschaften der kleinen Stadt und endlich der Vorstadtgesellschaften betrachtet werden, doch hat dasjenige der letzten eher eine munizipale Bestimmung.

Auch in den Landgemeinden dieses Halbkantons finden sich Gemeindegüter sowohl in Kapital als in Liegenschaften, dienen aber meist munizipalen Zwecken, die allen Einwohnern zu Gute kommen, das Landarmenhaus und dessen Vermögen ist dagegen eine ausschließliche Bürgeranstalt der drei Landgemeinden.

Appenzell J.-Rh. weist, laut Hrn. Landammann J. B. Rechsteiners gesammelten Notizen, einen Gesammtwerth des Gemeindegutes an Kapitalien von Fr. 37,000
und an Liegenschaften von „ 2,187,000

Summa Fr. 2,224,000

auf eine Bevölkerung von 9800 Seelen der 7 innern Bezirke. Die Bezirke Hirschberg und Oberegg besitzen keine Korporationsgüter.

Von St. Gallen sind nur Angaben über das Bürgergut der Stadt eingegangen, welches jedoch eine Summe bildet, worüber sich mehr als ein Kanton freuen würde,

indem dasselbe Fr. 6,298,063 beträgt, und zwar in runden Summen an zinstragenden Kapitalien Fr. 3,665,000

Summen an zinstragenden Kapitalien	Fr.	3,665,000
an zinstragenden Liegenschaften	„	1,200,000
an unverzinslichen, zu öffentlichen Zwecken bestimmten Liegenschaften	„	1,155,000
an Inventar, Vorräthen u. s. w.	„	271,000
Summa	Fr.	6,291,000

Von dieser schönen Summe fällt auf sogenannte sieben

Aemter für Armenzwecke	Fr.	4,116,154. —
und auf sechs Aemter (Anstalten oder Verwaltungen), die allgemeinen öffentlichen Zwecken der Bürgerschaft dienen,	„	2,181,909. 30
Giebt wieder die anfangs gemeldete Summe von	Fr.	6,298,063. 30

Nach Angabe des Hrn. Moosherr sollen namentlich auch die Gemeinden Bischoffszell-Wyl sehr große Korporationsgüter besitzen und zwar namentlich in liegenden Gründen.

Dem Bericht von Schaffhausen entnimmt man, daß ein Gemeindevermögen von brutto Fr. 11,023,043 und 58 Rp. im dortigen Kanton sich befindet, was je auf 100 Einwohner Fr. 31,051 trifft.

Das obbezeichnete Gesammtvermögen, nach den verschiedenen Zweckbestimmungen ausgeschieden, vertheilt sich wie folgt:

Gemeindegüter	Fr.	5,028,610. 43
Kirchengüter	„	1,250,742. 04
Armengüter	„	3,527,167. 23
Schulgüter	„	1,175,806. 06
Verschiedene andere Fonds	„	40,717. 82
Summa	Fr.	11,023,043. 58

Ueber den Grundbesitz enthält der Bericht noch folgende nähere Angaben: die Gemeinden und Korporationen Schaffhausens besitzen im Kanton selbst 27,694 } im Auslande 446 } =28,140 Juch., welche nach den hauptsächlichsten Kulturarten folgendes Ergebniß liefern:

a. Ackerfeld	5,219	Juchart
b. Wiesen und Weiden	1,348	„
c. Gärten (Obst- und Gemüsegärten)	39	„
d. Reben	58	„
e. Wald	20,588	„
f. unfruchtbares und unbebautes Land	888	„
	28,140	Juchart.

Da der Gesammt-Grundbesitz des Kantons 85,120 Jucharten beträgt, so kommt nahezu $1/3$ auf die Gemeinden, vom Waldareal aber stellen sich mehr als $2/3$ als Gemeinde-Eigenthum heraus, nämlich von 29,188 Juchart gehören letzterem 20,588 Juchart zu Eigen.

Nun kommt Thurgau mit einem nicht kleinen Gemeindevermögen von Fr. 6,454,834. 66, dessen Jahresertrag aber auf nicht weniger als Fr. 450,670. 12 berechnet wird. Diese Erscheinung erklärt sich einerseits dadurch, daß die Vermögenssubstanzen zumeist in Liegenschaften, namentlich in Waldungen, bestehen, dieselben aber aus Steuerrücksichten nur in den bekanntlich sehr niedrigen Katasterwerthen in den Rechnungsverzeigen aufgeführt sind, daher nach Ansicht des Hrn. Regierungsrath S. L. Sulzberger, ohne von der richtigen Werthung abzugehen, der Gesammtstatus füglich um 50% höher angenommen werden darf, anderseits aber auch daraus, daß die Ge-

meinden durchgängig gewohnt sind, die Erträgnisse ihres Grundeigenthums, namentlich der Waldungen, möglichst hoch anzuschlagen, und die Holzpreise auch in den letzten Jahren stets im Steigen begriffen sind. Das Vermögen vertheilt sich auf die Gemeinden in sehr ungleicher Weise, doch ist keine ohne stabiles Vermögen, einige besitzen reiche Fundationen.

Die Gesetzgebung anerkennt das Eigenthumsrecht der Bürgergemeinden auf diese Güter unbedingt, doch nicht sowohl der Bürger als solcher, als soweit sie einen korporativen Verband bilden, die Bürgerschaft als Gesammtheit gedacht.

Von Uri wollen wir zuerst die Eigenthümlichkeit hervorheben, daß in diesem Kanton keine eigentlichen Gemeinden bestehen. Der Kanton ist in zwei Bezirke getheilt, Uri und Ursern, und zwar auch nicht von eidgenössischen Geometern, sonst wär's wahrscheinlich auch noch unterblieben, sondern von der lieben Mutter Natur, welche zwischen diese beiden Bezirke nichts geringeres gelegt hat, als furchtbare Felsentobel, Teufelsbrücken und verlorene Löcher. Nur im Armenwesen giebt es etwas, das einer Gemeinde ähnlich sieht, indem im Jahr 1812 beschlossen wurde, es sollen in allen Gemeinden Armenpflegen errichtet und der Bettel unterdrückt werden, die Armenpflegen sollen alle Arme übernehmen, welche wirklich in ihrer Gemeinde sind.

Wer denn von jetzt an (1812) im Land Uri in eine andere Gemeinde zieht, soll, wenn er innert 15 Jahren seines Wegziehens der Armenpflege zur Last fällt, der Pflege jener Gemeinde, von welcher er von jetzt zuerst weggezogen, anheimfallen und von derselben unterhalten werden.

Diese Unterstützung fiel aber nicht ausschließlich der Ge-

meinde zu, sondern es hatten sich drei Faktoren in dieselbe zu theilen, als 1) die nahen Anverwandten des Unterstützungsbedürftigen, dann 2) die Gemeinde durch ihre Armenpflege, 3) die Centralarmenpflege als Unterstützerin und Aufsichtsbehörde der Gemeindsarmenpflegen.

Es wurde nämlich eine Bezirksanstalt errichtet und dotirt, welche unter diesem Titel den Gemeinden bei dem Armenwesen hülfreich beizustehen bestimmt ist, was sich bei ungetheiltem Gemeingut nur als billig erweist.

Durch diese Schöpfungen bekamen die Gemeinden eine mehr korporative Gestalt, es war gleichsam das Gemeindesystem im Werden, allein dasselbe hat sich bereits seit einem halben Jahrhundert nicht weiter zu entwickeln vermocht, die Schöpfung hat sich in der ersten Entwicklungsperiode krystallisirt.

Alles, was weiter auf Bürgernutzen einen Bezug hat, blieb im Alten, das heißt das Bezirksbürgerthum hat mit Rücksicht auf Holz- und Landnutzung noch seine volle Bedeutung bewahrt. Zwar hat die Anweisung von Pflanzland, gleich der Holzordnung, einer Gemeindekontrolle gerufen, allein sobald ein Bezirksbürger seine bisherige Gemeinde verläßt, muß ihn die neue Wohngemeinde als Mitgenossen anerkennen und ihm sein Betreffniß nach Jahresfrist innert den ihrer Obsorge anvertrauten Land- und Waldrayons anweisen.

Was aber erst die Alpen und das zu deren Bewirthschaftung erforderliche Holz betrifft, so besitzt jeder Landmann unter den gesetzlichen Vorschriften in jeder Gemeinalp das Nutzungsrecht, hierin kennt man gar keine Gemeindsrücksichten, außer jene, welche nach örtlicher Lage die natürliche Konvenienz an die Hand giebt. So treibt der Silener, wenn es ihm konvenirt und er eine sogenannte

Alpruſtig bauen will oder käuflich an ſich bringt, auf Ennetmärcht, im Schächenthal, der Schächenthaler in die Alp Surenen, in Attinghauſen, ſein Vieh auf, und, was dann die eigentlichen Hochalpen für Schmalvieh und Rinder betrifft, iſt das freie Triebrecht in keiner Weiſe bedingt, außer, wie überhaupt die allgemeine Regel, daß daſſelbe im Lande gewintert ſein muß.

An dieſen thatſächlichen Verhältniſſen ergiebt ſich wohl unſtreitbar die Richtigkeit der oben angeführten Behauptung, daß man im Kanton Uri, denn die Verhältniſſe im Thale Urſern ſind analog, wenn möglich noch centraler und urzuſtändlicher, nicht von eigentlichen Bürgergemeinden ſprechen kann, ſondern nur von 2 bürgerlichen Gemeinweſen, den Bezirken Uri und Urſern, mit für einzelne Zweige und Adminiſtrationen organiſirten politiſchen Gemeinden.

Im Thal unten iſt wenig Gemeinbeſitz der Gau= oder Bezirksgenoſſen übrig; weitaus das meiſte Land iſt dort in Privatbeſitz übergegangen und die Ungleichheit des Beſitzes iſt in Uri im Laufe der Jahrhunderte ſo groß geworden als an andern Orten, aber in Bezug auf Wald und Weide hat ſich der urſprüngliche Kommunismus erhalten. Dieſe ſind ungetheilt geblieben, auch nachdem die Bevölkerung das Wohnen auf zerſtreuten Höfen aufgegeben und ſich in Dörfer zuſammen gezogen hatte.

Uri nun hat erhebliche Korporationsgüter, ihr wahrer Werth iſt aber bisher in der That keinem Sterblichen bekannt.

Man hat bisher keine Vermeſſung der Allmenden und Wälder vorgenommen, bloß wurde im Jahr 1851—52 eine ungefähre Werthung der Alpen und Allmenden nach ihrem Ertrag an Viehſömmerung verſucht.

Nach dieser Berechnung wurden auf den dem Bezirk Uri gehörenden Alpen und Allmenden im Jahr 1851 in Summa 5417 Kuhessens gesommert. Der „Kuhessens" ist, wie sein Wortlaut sagt, die für eine Kuh während der Sommerszeit erforderliche Nahrung, und dient bei Festsetzung der Viehtriebrechte als Grundeinheit.

Nimmt man diese Schätzung zur Grundlage, so vertheilen sich wieder diese Nutzungen auf die verschiedenen Klassen von Alpen und Allmenden, wie folgt:

Auf den Heukuhweiden, das ist Bodenallmenden und Voralpen, wo nicht gesommert wird, 878 Kuhessens.

Auf Alprecht, also Mittel- und Hochalpen, zusammen 4539 Kuhessens, wovon wieder 3199 auf die sog. Sentenalpen und 1340 auf die Hirtenen fallen, welch letztere bekanntlich für Sömmerung der Pferde, Rinder und Schafe bestimmt sind.

Rechnet man den Kuhessens während 12 Wochen auf Alprecht, also abgesehen von den Heukuhweiden, nur zu 25 Fr., so ergiebt dies einen jährlichen Ertrag von Frkn. 113,475 und vertritt somit einen Kapitalwerth von Frkn. 2,269,500. Die Allmenden im Thale (Bodenallmenden) und näher gelegene Heukuhweiden überhaupt wurden im gleichen Jahre auf 800—900 Quadratklafter berechnet, man darf dieselben wohl auf 1000 Jucharten anschlagen. Diese zu Pflanzland verwendet, was auch großentheils der Fall ist, und der Garten von 50 Quadratklaftern für Fr. 5 Ertrag gewerthet, giebt eine Summe von Fr. 80,000, mithin einen Kapitalwerth von Fr. 1,600,000. Fügt man dieser Summe noch den annähernden Werth von höher gelegenen Heukuhweiden, welche nicht zu Pflanzland benutzt werden, mit nur Fr. 130,500 hinzu, so haben wir im Bezirk Uri an Alpen und Allmenden, ohne die sog.

Geißweiden zu rechnen, ein Vermögen von Fr. 4,000,000. Schlägt man die zahlreichen Waldungen zu einem Werthe an von Fr. 2,000,000, so käme mithin ein Korporationsgut von sechs Millionen Franken heraus.

Der Bezirk Ursern, zwar holzarm, aber mit großen und schönen Alpen gesegnet, deren Ertrag das Bedürfniß des doch zahlreichen dortigen Viehstandes übersteigt, und wesentlich ohne Beeinträchtigung des letztern für das Allgemeine nutzbringender gemacht werden könnte, besitzt darin, nebst mehreren wohlthätigen Stiftungen, ebenfalls ein erhebliches Korporationsgut, welches unbedenklich in runder Summe auf eine halbe Million gewerthet werden kann.

Die weitern für bestimmte Zwecke gewidmeten Fonds des Bezirks Uri, wie das A. Proische Fideikommiß in einer Anzahl Liegenschaften bestehend, dessen Ertrag für Erziehung armer Kinder verwendet werden soll und in seinem Kapitalwerth wohl Fr. 80—100,000 erreichen wird, ebenso der von Hrn. Landammann Karl Emanuel Müller gegründete Bezirksspitalfonds, welcher bereits auf Fr. 45,000 angestiegen ist, die Centralarmenpflege mit einem Vermögen von Fr. 85,000 ungefähr, welche die Gemeindearmenpflegen zu unterstützen die Aufgabe hat, so wie der Bezirksschulfonds, die bedeutenden Kirchenvermögen u. s. w. übergehen wir hier, weil eine bestimmte Detailangabe zu machen nicht möglich ist, und diese Art der Korporationsgüter nicht zunächst in Frage kommt, sondern vielmehr die eigentlichen Bürger-Nutzungsgüter.

Obgleich nun im Verhältniß sehr wenige bestimmte Angaben über die Bürger-Nutzungsgüter vorliegen, so giebt uns dieß dennoch einen Begriff vom Reichthum des schweizerischen Vaterlandes auf diesem Gebiete, denn wenn man sieht, daß auch das kleine Appenzell und Uri dieselben

in Millionen beziffern können, wenn Freiburg seine 21 Millionen und Bern ihrer mehrere 100 an solchen Gütern nachweisen, so läßt sich denken, daß die Summe derselben in der ganzen Schweiz zusammen eine sehr großartige ist.

Begreift man nun, warum in der Schweiz die Arbeiter keine drohende Macht sind wie in vielen übrigen Staaten Europa's, wo der Arbeiter auf die Welt geboren wird nur mit seinen Armen und Beinen, und von der Erde nichts hat als die Landstraße und einige große Exerzier- und Paradeplätze, auf denen er sich für den Krieg vorbereiten und allenfalls am Sonntag die Militärmusik hören kann.

Die Allmeinde, die Korporationsgüter, namentlich so weit sie in liegenden Gründen bestehen und dem Einzelnen direkt, in natura zu Gute kommen, die haben in der Schweiz die sociale Frage gelöst, so weit sie bisher gelöst ist, und werden sie immer besser lösen, jemehr diese Güter noch weiser und gerechter benützt und vertheilt werden.

IV. Kapitel.

Wie werden die Korporationsgüter in der Schweiz benützt und vertheilt?

Wir werden hier noch weniger als bei der Aufzählung der Korporationsgüter eine vollständige Uebersicht geben. Aber es kommt auch darauf nicht an. Man erkennt den Vogel schon aus etlichen Federn.

Wie werden die Korporationsgüter benützt, und zwar

a. das Korporationsvermögen?

b. die liegenden Gründe?

Werden diese letztern von den berechtigten Antheilhabern

direkt benutzt oder verpachtet und der Ertrag in Geld den Genossen zugetheilt?

Es ergiebt sich eine große Mannigfaltigkeit in der Benutzungsweise, doch läßt sich dieselbe so ziemlich auf folgende Kategorien zurückführen.

Vorab steht als allgemeine Regel fest, daß die einzelnen Anstalten und öffentlichen Stiftungen nach ihrem Zwecke verwaltet, und der Ertrag derselben ausschließlich ihrer Bestimmung gemäß verwendet werden soll. Selbstverständlich kann und darf daher Kirchen-, Schul- und Armengut u. s. w. seinem speziellen Zwecke nicht entzogen werden, es fallen deßhalb auch die nähern Erörterungen über die Benutzung dieser einzelnen Branchen der Gemeindegüter außer den Bereich gegenwärtiger Betrachtung, es zählen gewissermaßen dieselben nicht zu den Gemeindegütern im engern Sinne des Wortes, wie auch die Gesetzgebungen von Bern und Uri, wohl auch der meisten andern Kantone, schon eine Vermischung solcher Fonds mit dem Gemeindsvermögen verbieten, was eben so weise als gerecht ist. Auch als durchgängig angenommen darf die Vorschrift betrachtet werden, daß das Stammkapital, der Vermögensstock, nicht angegriffen, das heißt, nicht verkleinert werden dürfe. Zur besondern Benutzungsweise der Bürgergüter übergehend, so wird:

a. Der Ertrag der Kapitalien wohl überhaupt vorerst zur Bestreitung der Verwaltungskosten verwendet, sodann zur Bestreitung für auf den Bürger fallende kommunale Lasten, und nur ausnahmsweise giebt es Gemeinden, welche den Ueberschuß der Zinse auf die Bürger vertheilen, theils weil solche Ueberschüsse nicht sehr häufig sind, theils weil man dieselben manchen Orts, wie z. B. in den Städten

Solothurn und St. Gallen, zum Stammkapital schlägt, oder für gemeinnützige Zwecke verwendet.

b. Rücksichtlich der liegenden Gründe ist wieder zu unterscheiden zwischen Wald und Land, welch letzteres hinwieder nach seiner Qualität, ob Pflanzwald oder Alpenweide, verschiedener Nutzungsweise unterliegt.

Die Waldungen werden, so viel ersichtlich, von den Gemeinden oder Korporationen als ein Ganzes bewirthschaftet, vom Ertrag beziehen sodann die Antheilhaber mehr oder weniger Nutzholz, dessen Quantität sowohl als die Vertheilungsweise wieder sehr verschieden ist.

Auch der Bezug findet auf verschiedene Weise statt, in einzelnen Orten, z. B. in vielen Gemeinden des Kantons Bern, in Uri u. s. w., wird das Holz den berechtigten Nutznießern im Walde angezeichnet und diese haben dann dasselbe nach gegebener Vorschrift und innert festgesetzter Frist vom Walde zu thun; in andern Orten, so in den Stadtgemeinden Solothurn und St. Gallen, auch in der Stadt Bern, wird auf Kosten der Gemeinde das Fällen und Zurüsten des Holzes besorgt, und dann gegen kleine Gebühr den Berechtigten verabfolgt.

Ueber die Vertheilungsart an die einzelnen Genossen bestehen manchartige Tarife. Bisher galt fast überall der Grundsatz, daß zum Bezugsrecht die Führung einer eigenen Haushaltung, das sog. Halten von Feuer und Licht, oder, wie man in Thurgau sagt, die Führung des eigenen Rauches, erforderlich sei, sowie der Wohnsitz in der eigenen Gemeinde; dann wird aber auch die Gabe nach Zahl der Familienglieder vielfach geregelt.

In der Stadt Solothurn theilt die Holzliste die Berechtigten in 6 Klassen ein.

In die I. Klasse fällt ein haushaltungsführender Bürger mit Frau und Kindern unter 18 Jahren.

In die II. Klasse: Ein haushaltungsführender Bürger mit Frau ohne Kinder unter 18 Jahren.

In die III. Klasse: Ein haushaltungsführender Wittwer oder Wittwe ohne Kinder, desgleichen ein lediger Bürger oder Bürgerin mit eigener Haushaltung.

In die IV. Klasse: Ein Bürgerssohn über 18 Jahre alt, ohne Haushaltung.

In die V. Klasse : Eine Bürgerstochter über 18 Jahre alt, ohne Haushaltung.

In die VI. Klasse: Ein Waisenkind.

	Tannenh.	Buchenh.	Eichenh.	Knebel.	Total.
			Klafter.		
Die I. Klasse erhält und bezahlt dafür Fr. 25.	3	1	½	½	5
Die II. Klasse erhält und bezahlt dafür Franken 21. 50.	2½	1	½	½	4½
Die III. Klasse erhält und bezahlt dafür Fr. 7.	2	½	—	½	3
Die IV. Klasse erhält und bezahlt dafür nichts.	½	½	—	½	1½
Die V. Klasse erhält und bezahlt dafür Fr. 7.	1	—	—	½	1½
Die VI. Klasse erhält und bezahlt dafür nichts.	—	—	—	½	½

Die Zahl der berechtigten Genossenbürger laut Holzrodel im Jahr 1865 beträgt:

I.	Klasse	Berechtigte	204
II.	"	"	109
III.	"	"	158
IV.	"	"	112
V.	"	"	247
VI.	"	"	4
		Total:	834

Schattdorf in Uri hatte für das Jahr 1865 folgende Scheitwald-Hauholz-Klassifikation:

I. Klasse.

Gemeindeangehörige, die anerkannt oder gesetzlich erklärte Bürger sind, das ganze Jahr hindurch eigenes Feuer und Licht erhalten, einen Ofen zu heizen und Liegenschaften haben, mögen 6 Tannstämme Holz hauen. In diese Klasse gehören auch die Bergbewohner, welche Gemeindsbürger sind und zwar keine Bodengüter haben.

Zu dieser Klasse gehören circa 120

II. Klasse.

Diejenigen Gemeindsbürger, welche in der Gemeinde das ganze Jahr hindurch eigenes Feuer und Licht erhalten, einen Ofen zu heizen, aber keine Liegenschaften haben, mögen 4 Tannstämme hauen.

Zu dieser Klasse gehören circa 30

III. Klasse.

Eine Person allein, die in der Gemeinde das ganze Jahr über eigenes Feuer und Licht erhält, aber übrigens keine Liegenschaften besitzt, mag 3 Tannstämme Holz hauen. Deren sind 9

Transport: 159

Transport: 159

IV. Klasse.

Diejenigen endlich, die das ganze Jahr in der Gemeinde eigenes Feuer und Licht erhalten, aber keinen Ofen zu heizen haben, sondern nur in Kammern wohnen, mögen 2 Tannstämme Holz hauen. In diese Klasse gehören circa 35

Gesammtzahl der Holzberechtigten im Jahr 1865 ist 194

Laut Vergabungsliste der Gemeinde Schattdorf wurden im Jahr 1865 bewilliget:

1. Für Haaglatten: 1 Stamm und 3 Hölzer im Bannwalde und 2 Stämme im Scheitwalde.

2. Für Brücken in den Scheunen (Brügenen in Gäden): 9 Hölzer im Bannwalde und 2 Stämme im Scheitwalde.

3. Für Tröge: 7 Hölzer im Bannwalde.

4. Für Gebäude: 9 Stämme und 40 Hölzer im Bannwalde und 123 Stämme und 6 Latten im Scheitwalde.

Die Vergabungen für Gebäude, theils behufs Verbesserung alter Gebäude, theils für Neubauten, vertheilen sich auf 52 Gesuchsteller.

Die sog. Scheitwälder sind jene Waldungen, welche vorab zur Befriedigung des Holzbedarfes den Berechtigten dienen und woraus alljährlich das sog. Hausholz oder Nuzzungsholz verabfolgt wird.

Die Bannwälder sind jene Waldungen, welche theils zum Schutze unterliegender Güter besonders erhalten werden müssen, theils auch als Reserve für spätern Holzbedarf, oder weil sie behufs Erholung selbst des Schutzes bedürfen, dem gewöhnlichen Holzschlag entzogen sind und nur ausnahmsweise in Anspruch genommen werden. Die Frevel in solchen Wäldern werden auch strenger bestraft als diejenigen in Scheitwäldern.

Wie aus dem Berichte von Bern zu entnehmen und auch das Urner-Landbuch nachweist, wird, nebst dem sog. Hausholz für Küche und Ofen, auch manchen Orts nach Verhältniß Bauholz an die Bürger verabfolgt.

Frägt man, wie es sich mit der Benutzungsweise der Liegenschaften verhalte, so lauten die Antworten ebenfalls verschieden, doch gruppiren sich die Gemeinden nach Maßgabe ihrer Gewerbsthätigkeit und Berufsart.

Als ziemlich allgemein stellt sich das Verfahren heraus, daß man in der Nähe der Ortschaften gelegenes Pflanzland in entsprechenden Parzellen den Nutzungsberechtigten zur direkten Benutzung auf kürzere oder längere Zeit, vielen Orts auf lebenslänglich überläßt, welche Ueberlassung an einigen Orten unentgeltlich, an andern gegen einen kleinen Pachtzins stattfindet.

Rücksichtlich des Alpenlandes und anderer Grundstücke, welche zu obigem Zwecke nicht verwendet werden, findet man in den Berggegenden von Bern, Uri, Schwyz, wenigstens theilweise auch Unterwalden, Appenzell J.-Rh., daß die Alpen vorherrschend, in Uri, Appenzell, Berneroberland und Bezirk Schwyz ausschließlich von den Genossen mit ihrem Vieh benützt werden, ebenso noch einzelne Allmenden.

Die Städte Solothurn und St. Gallen, sowie städtische Gemeinden im Kanton Bern, vielfach auch in Schaffhausen, theilweise in Thurgau, ferner die Gemeinden im Kanton Glarus u. s. w. verpachten ihre Liegenschaften, soweit dieselben nicht zu Pflanzland den Bürgern abgegeben werden, und verwenden den Erlös im Interesse der Gemeinde oder theilen auch eine entsprechende Quote unter die Bürger aus.

Die bunteste und mitunter eine frappante Mannigfaltigkeit ergiebt sich in Bezug des direkten Bürgernutzens in den

verschiedenen Kantonen. Während man z. B. den Bürgernutzen der Stadt Bern mit den egyptischen Fleischtöpfen vergleichen hört, beziehen die Bürger der ebenfalls reichen Stadt St. Gallen jährlich die bescheidene Gabe von ½ Klafter Holz und 100 Büscheln, oder aber wird ihnen statt dessen ein Stück Pflanzland zur Benutzung angewiesen; die Bürger der Millionenstadt Basel aber wissen gar nichts von einem direkten Bürgernutzen, es wäre denn, daß man das unentgeltliche jährliche Zunftessen dahin rechnen wollte.

In Schaffhausen giebt es ebenfalls eine große Abstufung in diesem Gebiete, indem sich der direkte Bürgernutzen von Null bis auf jährlich Fr. 300 per Antheil erstreckt.

In den viehzuchttreibenden Gegenden der Schweiz sind bei der Alpenwirthschaft unstreitig diejenigen im Vortheil, welche sich mit diesem Erwerbszweig beschäftigen.

V. Kapitel.

Drei Kantone und drei Systeme.

Wie in den verschiedenen Kantonen der Schweiz die Korporationsgüter benutzt und vertheilt werden, konnten wir nicht vollständig aufzählen; wir gaben nur Bruchstücke. In diesem Kapitel machen wir aus diesen Bruchstücken noch eine Auswahl und stellen drei Kantone als Repräsentanten der verschiedenen Art hin, wie diese Güter benutzt werden. Die andern Kantone schließen sich mehr oder weniger an diese an. Wenn wir die Städte zu sehr außer Acht lassen, so geschieht das deshalb, weil uns überall in erster Linie die Städte nicht so sehr interessiren.

Erstens: Uri. Uri hat den rechten Namen; es ist nicht bloß ein Urkanton, es ist ein urchiges Naturland. In

Uri gilt der Grundsatz, den die Natur verfolgt: „Wer da hat, dem wird gegeben, auf daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, das er hat." Es ist nicht der Grundsatz der Bildung und der Religion oder des Christenthums; denn die Bildung und das Christenthum, zu dem wir auch das Judenthum rechnen mit seiner die Armuth schützenden liebreichen mosaischen Gesetzgebung über die Vertheilung und den Besitz des Bodens, gehen dahin, auszugleichen, dem, der nicht hat, etwas zu geben, und dem, der zu viel hat, zu nehmen. „So diene euer Ueberfluß ihrem Mangel, diese Zeit lang, auf daß auch ihr Ueberfluß hernach diene euerm Mangel, und geschehe, das gleich ist. Wie geschrieben steht: Der viel sammelte, hatte nicht Ueberfluß, und der wenig sammelte, hatte nicht Mangel."

In Uri giebt es viel gemeinsamen Boden im Thal, der Wald ist gemeinsamer Besitz und die Alpen. Von dem Boden im Thal werden der Familie bis auf 250 Klafter Pflanzland gegeben; vom Wald bezieht allerdings der Arme auch, aber weil er nichts hat, keine Liegenschaften einzuzäunen, keine Scheunen und Ställe zu bauen, keinen Ofen zu heizen, so giebt man ihm natürlich dafür nichts. In Schattdorf sind 120, die Liegenschaften haben, Bodengüter oder Berggüter, „die mögen 6 Tannstämme Holz hauen"; 30 sind, die keine Liegenschaften haben, aber eigen Feuer und Licht erhalten und einen Ofen zu heizen haben, „die mögen 4 Tannstämme hauen"; 9 einzelne Personen sind, die eigen Feuer und Licht halten, aber keine Liegenschaften besitzen, „die mögen 3 Tannstämme Holz hauen"; 35 sind, die das ganze Jahr in der Gemeinde eigenes Feuer und Licht halten, aber keinen Ofen zu heizen haben, sondern nur in Kammern wohnen, „die mögen 2 Tann-

stämme Holz hauen.“ Für Haaglatten wurden im gleichen Schattdorf im Jahr 1865 bewilliget 1 Stamm und 5 Hölzer im Bannwalde und 17 Stämme im Scheitwalde; für Brücken in die Scheunen (Brügenen in Gäden) 9 Hölzer im Bannwalde und 2 Stämme im Scheitwalde; für Tröge: 7 Hölzer im Bannwalde; für Gebäude: 9 Stämme und 40 Hölzer im Bannwalde und 123 Stämme und 6 Latten im Scheitwalde. Die Vergabungen für Gebäude, theils behufs Verbesserung alter Gebäude, theils für Neubauten, vertheilen sich auf 52 Gesuchsteller.

Auf die Alpen konnte früher jeder Urner so viel Vieh treiben, als er besaß; nur war die vernünftige Beschränkung beigefügt, die auch jetzt noch besteht, daß das Vieh im Bezirk gewintert und Eigenthum des betreffenden Bezirksgenossen sein muß, so daß also neugekauftes Vieh und solches von Nichtgenossen ausgeschlossen ist. Wer kein Vieh besaß, hatte keinen Genuß von den Alpen. Seit 200 Jahren ist ein Maximum von 30 Kuhessens oder Stößen festgesetzt. Schlägt man aber ein solches (die Sommerweide für eine Kuh) nur mäßig zu 25 Fr. an, so kann der eine bis Fr. 750 von seinem Bürgerrecht ziehen, der andere gar nichts. Die Sache hatte ihre Richtigkeit, als ein eigentliches Privateigenthum noch nicht bestand, als es noch war wie bei den alten Deutschen, von denen Cäsar schreibt: Agriculturæ non student majorque pars victus eorum lacte et caseo et carne consistit, neque quisquam agri modum certum aut fines proprios habet, sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum qui una coierunt quantum eis et quo loco visum est attribuunt agri. Ja sie hatte dann noch ihre Richtigkeit, als der Boden im Thal vertheilt wurde und in Privatbesitz überging,

aber ein Urner ungefähr eben so viel besaß als der andere, und der nicht vertheilte Boden in Thal und Berg und die Waldungen „ungetheilter Reichsboden" blieben und als Ergänzung der vertheilten Grundstücke von den Eigenthümern der Häuser und Grundstücke benutzt wurden. Ihre Rechte auf das Gemeingut machten diese Besitzer von Grundeigenthum dadurch geltend, daß sie in den Wäldern das für den Unterhalt ihrer Gebäude und für ihren Hausgebrauch nöthige Holz schlagen, d. h. frei beziehen, und das Vieh auf die unvertheilte Weide treiben konnten. Die Benutzung des Waldes und der Weide hing so auf's engste mit der Bewirthschaftung des Sondereigenthums zusammen, und an eine Beschränkung der Nutzung durch die Eigenthümer der getheilten Grundstücke wurde während Jahrhunderten nicht gedacht. Das vertheilte Eigenthum zog das Recht der Nutzung in Holz und Feld nach sich und wurde dadurch natürlich innerlich verstärkt und erweitert. Wenn nun die Sache so geblieben wäre, wenn alle Urner eigenen Boden im Thal besäßen und ungefähr gleich viel, so wäre die Sache mit der Allmeinde, den Alpen und Waldungen heute noch die rechte. Aber es sind viele um ihr Privateigenthum gekommen, arm geworden, und gewiß manche ohne eigenes Verschulden; andere haben sich, vielleicht aus der Armuth heraus, andern Berufsarten zugewendet. Sollen nun diese und die Armen von allem Antheil an dem gemeinsamen Gute ausgeschlossen bleiben? Für diesen Ausschluß der bloßen Handwerker und Kaufleute und der Armen vom Genuß des Kommunalgutes kann man nur anführen, daß es vor Zeiten keine solchen gegeben. Gegenwärtig giebt es aber im Bezirk Uri auf 2700 Familien nur noch 1664, welche Vieh besitzen, und unter diesen sind viele, denen nur wenige Stücke Vieh

eigenthümlich zugehören. Kein Wunder daher, daß von Zeit zu Zeit unter dem Volk ein Verlangen nach gleichmäßigerer Nutznießung entsteht. Bisher wurden indeß solche Bewegungen immer wieder abgeschlagen. Das Schlagwort, das am meisten Effekt machte, war die Gefährdung des bäuerlichen Mittelstandes, obwohl es klar ist, daß dieser nicht in Gefahr ist, sondern nur das Vorrecht der großen Grundbesitzer. Dermalen wird wieder von Theilung gesprochen, aber es scheint, daß die Bevorrechteten, unterstützt durch die Theilnahmlosen und, in Folge früherer vergeblicher Anläufe, Entmuthigten den Status quo behaupten werden. Die Großen vertheilen das Land und geben den Kleinen 250 Klafter, auf denen sie etwas Kartoffeln pflanzen können; Holz geben sie ihnen auch, daß sie dieselben sieden können, und das Salz dazu mögen sie sich selber erwerben. Wer nicht einmal das kann, für den ist eine Bezirkscentralarmenpflege. Gebt lieber jedem sein Stück Land, das ihm gehört, und dann behaltet die Almosen für euch. Aber es ist eben überall so: man nimmt das Beste für sich — sogar die Klöster haben die schönsten Grundstücke — und sorgt dann in aufopfernder Weise mit Almosen und Steuern väterlich für die andern.

Zweitens Wallis. In Wallis herrscht die Gemüthlichkeit. „Die meisten Gemeinden, sagte Hr. Pfarrer Kämpfen aus Varne, besitzen Gemeinde- oder Korporationsgüter. In den Gebirgen bestehen diese meist in Alpen und Allmenden, die im Verhältniß des Grundbesitzes benutzt werden, d. h. Alpen und Allmenden gehören den auf dem Gemeindeboden gelegenen Gütern, die Waldungen dagegen den Gemeindebürgern, und jede Haushaltung erhält jährlich eine bestimmte durchs Loos vertheilte Quantität Holz

aus den Gemeindewaldungen. Ein Forstgesetz regelt in neuerer Zeit diese Schläge.

„Die Gemeindegüter der Niederungen bestehen vorzugsweise in Reb- und Pflanzland und in Kapitalien, weniger in Alpen, Wald und Allmenden. Die gemeinen Rebberge werden gemeinsam bearbeitet und benutzt. Jede Haushaltung oder jeder mehrjährige Gemeindebürger leistet seinem Range nach sein Tagwerk bis der Wein eingekellert ist. Wo noch Ackerland besteht, wird auch dies gemeinsam bepflanzt und der Ertrag zu Brod verbacken.

„Da aber bekanntlich der Mensch nicht vom Brod allein lebt, so wird ein Theil des Kapitalzinses an Käse verausgabt und es beginnt mit der Ernte auch die gemeinsame Nutzung oder Nutznießung. Es beginnen die sog. Gemeindetrinket. So lange als es feucht ist im Keller, werden dieselben zu gewissen Terminen erneuert, und richten sich oft nach der Ergiebigkeit der Ernte. Zu alt darf das Ding nicht werden, denn der Mensch ist sterblich, und arbeiten ohne die Frucht davon genießen zu können, das ist zu hart. So geht es denn oft in diesen „souverainen" Sitzungen recht urgemüthlich, meist aber, besonders gegen den Schluß hin (der selten verlangt wird), etwas stürmisch zu, und dieser Sturm erscheint nicht selten erst zu Hause noch in zweiter vermehrter Auflage. Ueber die ökonomischen und sittlichen Vortheile einer solchen Nutzung von Gemeinde- und Korporationsgütern kann kein Zweifel herrschen.

„Von einer Theilung oder anderer Nutznießung darf keine Rede sein. Eher ließe so ein ächter Weinbürger Weib und Kind hungern und darben, als daß er dem unaussprechlichen Vergnügen eines Gemeindetrinkets entsagte. Die öffentlichen Lasten, die in neuester Zeit so schwer auf einigen Grundgemeinden liegen, zwangen dieselben zur

Veräußerung einiger Bürgergüter. Auch der Zuwachs der Bevölkerung und die überhandnehmende Paupertät drängte hie und da zur Vertheilung von Pflanzland. Es geschieht dies aber nur auf lebenslängliche Nutznießung einer gewissen Parzelle, und das betreffende Grundstück darf weder veräußert noch mit Hypotheken belastet werden. Die Kapitalien vieler Gemeinden und Korporationen dezimirte schon der „Sonderbund" seligen Andenkens. Straßen, Flußkorrektionen, öffentlicher Unterricht und andere Bedürfnisse werden über kurz oder lang auch den Rest verzehren. Allfällig nach Kostenabzug überschlagende Zinse werden entweder zum Kapital geschlagen, für öffentliche Werke verausgabt oder auf die berechtigten Bürger ausgetheilt, letzteres kommt jedoch äußerst selten vor. Wenn aber Rebland, Pflanzboden und Kapitalien bis jetzt hartnäckig vor allen möglichen Feinden geschützt und geschirmt wurden, so war dies leider nicht der Fall bei den Waldungen. Auf diesem Gebiete wurde im Wallis wie anderwärts schrecklich gewirthschaftet und die traurigen Folgen haben sich vielerorts schon eingestellt. Zwar haben in letzter Zeit schöne Forstreglemente diesem Unfug und Unsinn zu steuern gesucht, allein vom Papier bis zur Exekution im Wald ist noch ein langer mühseliger Schritt! Doch der schweiz. Forstverein, der dieser Tage in Sion trank und tanzte, wird die Theorie mit der Praxis auszusöhnen sich bemühen.

„Neben den Gemeinden besitzen auch die zahlreichen „Schützenbrüderschaften" Korporationsgüter, und wie billig — bestehen diese wieder in Reb- und Ackerland. Wein und Brod sind ja die ersten Bedürfnisse des ächten Schützen. Auch hier werden die Grundstücke dem Range nach durch die „Herren Brüder" bearbeitet und der Er-

trag derselben am Schlusse der Schießübungen, die in der Regel jeden Sonntag zur Sommerszeit stattfinden, gemeinsam verzehrt. In einigen Ortschaften herrscht noch die patriarchalische Sitte, daß auch die Hausfrauen an den Gemeinde- und Schützenmahlen Theil nehmen und nicht selten die stärkere Hälfte durch ihre Gegenwart innert den Schranken der Mäßigkeit festzuhalten verstehen. Wo selbe zu lästig geworden, hat man sie nach und nach aus diesen „souverainen" Zirkeln verbannt, was eben kein Fortschritt zum Bessern genannt werden kann, und zwar aus den eben angedeuteten Beweggründen."

Drittens Glarus. In Glarus heißt es: Jedem das Seine! Da herrscht der Verstand und die Zahl. Das meiste Korporationsgut im Glarnerland gehört den Gemeinden; das Land besitzt nichts. An den meisten Orten bestehen aber auch noch Privatkorporationen. Einzelne Privaten, Bürger oder Einwohner, 10, 20, 30 kauften ein Gut, mehrere Güter, und benützen den Boden, in Parzellen abgetheilt, als Pflanz- oder Grasland. So hat Schwändi per Haushaltung nur 26 Klafter Gemeindeland. Dagegen haben sie doch jeder circa 300 Klafter, ja es giebt solche, die 600 Klafter bepflanzen. Wir hatten also im Glarnerland das Genossenschaftswesen lange vor Schulze-Delitzsch und dem englischen Cooperativsysteme. Zum Beweis der Rührigkeit von Schwändi ist aber noch beizufügen, daß sie jetzt auch von den neuen Dingen angenommen haben und einen Consumverein besitzen.

Die Güter der Gemeinden im Glarnerland bestehen in liegenden Gründen und Kapitalien. Die liegenden Gründe sind: Pflanzland unten im Thale, Weiden an dem Fuße der Berge, Wälder und Alpen. Das Pflanzland ist gleichmäßig auf alle bürgerlichen Familien, die in der Gemeinde

wohnen und eigen Feuer und Rauch haben, vertheilt. An den meisten Orten begnügt sich das Gesetz, wenn man nur einen bestimmten Theil des Jahres in der Gemeinde zubringt. Elternlose Kinder, die zusammen haushalten, eine Wittwe, ein Wittwer mit Kindern, ein kinderloser Wittwer, eine kinderlose Wittwe, ein lediger Sohn ohne Eltern und ledige Geschwister, eine ditto Tochter, alle diese gelten auch als Familien. Je nachdem die Gemeinde viel oder wenig Pflanzland besitzt, trifft es auf die Familie 100, 200, 500, 700 Klafter. Von Zeit zu Zeit, nach 10, 20 und mehr Jahren werden die einzelnen Stücke, aus denen diese 100 oder 700 Klafter bestehen, wieder neu vermessen und durch das Loos neu vertheilt. Vermehrt sich die Gemeinde, oder vermindert sich ihr Pflanzland durch verkaufte Bauplätze für Wohnungen, Fabriken u. dgl., so kauft sie Privatgüter, um den Bürgern wieder ungefähr gleichviel Pflanzboden zuweisen zu können. Vorräthige Stücke Pflanzboden werden unter den Gemeindebürgern versteigert, und der Erlös fällt in die Gemeindekasse. Jeder Bürger kann mit seinem Pflanzboden machen, was er will, Kartoffeln, Bohnen, Oel oder Gras darauf pflanzen, kann ihn auch verpachten, wenn er es in seinen Verhältnissen für zuträglicher findet, oder ihn der Gemeinde überlassen, die ihn dafür nach einer bestimmten Taxe mit Geld entschädigt. Auf die Weiden können die Bürger, welche Kühe haben, so viel treiben als die Weide erträgt, natürlich gegen Bezahlung, die auch dem Nichtviehbesitzer zu gute kommt. Nur die Gaißen als älteste Landleute haben das Recht, ohne Bezahlung auf die Gemeindeweiden und in nicht gebannte Waldungen zu ziehen. In den Wäldern wird das schlagfertige Holz vom Gemeinderath angezeichnet und versteigert. An einigen Orten darf auch der Fremde ganten, an

andern nur der Bürger; der Erlös fällt in die Gemeindekasse, oder es werden einzelne Holztheile bezeichnet, Stämme oder Unterholz, und den einzelnen Bürgern gratis oder gegen eine kleine Auflage abgegeben. In einigen Gemeinden wird sogar die dürre Laubstreu gleichmäßig auf die Genossen vertheilt; es wird jedem ein Revier im Wald angewiesen und ein Tag bestimmt, auf den „die Streue ausgeht", nur daß dabei nicht geläutet wird wie an andern Orten bei der Weinlese; aber eifrig gehts auch zu und nicht selten ereignen sich Unglücksfälle, indem manche an zu steile schlüpfrige Abhänge sich wagen. Armes Land, dessen Herbst- und Winzerfreuden darin bestehen, auf einen bestimmten Tag in allen Gräten und Hörnern etwas dürres Bettlaub zu sammeln zu einem Sack.

Die Gemeindealpen — ein großer Theil der Glarnerischen Alpen sind in Privatbesitz übergegangen; bei einer großen Landeskalamität habe sie das Land verkaufen müssen — werden auf eine gewisse Anzahl Jahre auf dem Wege der öffentlichen Steigerung, unter Bürgern und Fremden, in Pacht gegeben; der Erlös fällt in die Gemeindekasse. Früher kam es noch vor, wenn eine Gemeinde Alpen besaß, daß der Bewerber gehalten war, eine gewisse Zahl Zentner Anken an die Gemeinde zu einem bestimmten Preise zu liefern, namentlich auf die Kilbe. Den bekamen dann die Gemeindsgenossen zu einem billigern Preise. Der Kilbeanken war eine große Berühmtheit. Auch diese Poesie ist jetzt an den meisten Orten zerstört worden; auf den Kilbeanken braucht sich Niemand mehr zu freuen, so wenig als der Landammann und der Landstatthalter auf die Gemse, die sie früher jedes Jahr aus dem Freiberg erhielten, und der Bräutigam auf sein Hochzeitsmahl, zu dem er eine Gemse bekam, wenn er nämlich vor Rath darum anhielt. Die

aufgezählten Gemeindegüter sind nun natürlich nicht alle Gemeinde**nutzungs**güter, daß ihr Ertrag allen Bürgern in natura oder in Geld ausgetheilt würde. Ein großer Theil dieser Güter gehört besondern Gebieten des Gemeindelebens an, der Kirche, der Schule, dem Armenwesen; so giebt es Kirchenalpen, Steueralpen 2c.; ausgetheilt wird nur der Pflanzboden unten im Thal und in einigen Gemeinden etwas Holz; alles übrige fällt in die gemeinsame Kasse, die den gesammten Haushalt der Gemeinde bestreitet.

VI. Kapitel.

Was ist das Rechte?

Im letzten Sommer wurde bekanntlich das eidg. Schüzzenfest gefeiert. Ich lief schon als unterjähriger Bub an eidgenössische Versammlungen. Diesen Sommer stach es mich, an das eidg. Schützenfest nach Schwyz zu gehen; ich dachte: theuer wird es wohl sein, aber du gehst zu Fuß über den Pragel und Clausen. Da sind weder Posten noch Eisenbahnen und große Gasthöfe auch keine. Aber im Schächenthal, als wir am ersten Tage unserer Reise Bürglen, dem Ziel unseres ersten Tagwerkes, uns näherten erzählte uns eine Schächenthalerin mit angsthaften Mienen von gar gräuelhaften Diebstählen, welche Fremde aus Paris, welche eigens auf das Fest gekommen seien, verübt hätten. Einem Schattdorfer sei eine Fr. 300 werthe goldene Uhr gestohlen worden, ohne daß er nur etwas gemerkt hätte.

Das war nun freilich wieder eine andere Nummer, wenn einem das Geld **gestohlen** würde. Die Uhr be-

reute ich bereits mitgenommen zu haben, denn ohne die konnte man schön leben; aber Geld mußte man doch etwas bei sich haben trotz Clausen und Pragel. Wie wir uns denn am andern Morgen auf der Axenstraße dem verhängnißvollen Brunnen, da das Stehlen wahrscheinlich schon beginnen würde, näherten, suchte ich eine gute Packschnur und unterband meine Hosentasche inwendig, so daß ich selber bis zum Geld mit meiner Hand nicht gelangen konnte, und nur etwas Nikel im obern Theil wollte ich schon wagen. Mit der Uhr nahm ich eine ähnliche Operation vor. Die schwarzseidene Schnur, spürte ich schon, würde im rechten Gedränge kaum aushalten; ich nahm also auch noch von der Packschnur, schlang sie um den Hals unter der Weste und machte von innen ein Loch in die Westentasche und band so die Uhr an. Andere meinten freilich, das sei alles nicht hinreichend, ein rechter Beutelschneider schneide mir Schnur und Westentasche, alles zusammen ab. Ich war in großer Noth, aber zurück konnte ich nicht mehr, es hieß, dem verhängnißvollen Orte nun muthig entgegen gehen; fortes fortuna juvat! Mein mitreisender Freund barg sein Gold in den Strümpfen unter der Fußsohle. Aber die Zwanzigfrankenstücke sind keine Filzsohlen; er klagte manchmal über einen unangenehmen Druck in den Schuhen, und diese Schmerzen verdarben ihm manche schöne Aussicht ab der Axenstraße in den herrlichen See und den noch viel herrlichern Tag, der am Mittwoch über die ganze Urschweiz aufgegangen war. Ich hatte auch gehört, daß in Schwyz die internationale Friedensliga gegründet werden sollte. Das hatte mich auch gepackt; so etwas Internationales hätte ich auch gern gesehen. Endlich hörte man, daß auf acht Bergspitzen um Schwyz herum große Feuer angezündet würden. Tau-

send! Das war für mich zu viel! Das übermochte mich, nach Schwyz mußte ich! Feuer, die ich sonst gerne sehe, auf acht Bergen, eine schweizerische Hochwacht, die in alle Lande zündete, wer wollte das nicht sehen! Aber es ging mir schlecht. Mit dem Geld ging's gut und auch mit der Uhr, Geld verloren wir keines und auch die silberne und goldene Uhr brachten wir wieder nach Hause; aber der Friedens- und Freiheitsliga fragte ich vergebens nach, die war nirgends zu finden. Und die acht Feuer auf den Bergen? Die waren unter anderm auch auf jenen Donnerstag angekündigt, an dem die Bundesversammlung kommen sollte. Am Donnerstag hieß es aber: aus den Feuern werde nichts, die Bundesversammlung komme erst am Sonntag und wegen Leuten, die nur zu Fuß kommen und über Stock und Stein pilgern und das Geld, das sie mühsam erpredigt oder erschulmeistert, anbinden, weil sie, „entrönn' es ihren Händen, kein zweites hätten zu versenden", zünde man keine Feuer an. Es ist eben überall: „Wer da hat, dem . . ." Doch wir wollen nicht gifteln; etwas Feuerartiges wurde doch gemacht. Am Donnerstag saß ich in der Festhütte mit Freunden, die Waadtländer machten prächtige Musik. Draußen auf dem Festplatz gab es Illumination und Feuerwerk. Man stand auf und sah dem allem zu, aber von der Festhütte aus; man wollte den guten Platz nicht opfern, weil man alles von innen aus auch sah. Aber zu gleicher Zeit brannten auch die Feuer auf den Bergen. Ich, den diese Feuer nach Schwyz getrieben, über zwei Kantonsgränzen hinaus über den Clausen in Schnee und schweren juchtenledernen Stiefeln, saß in der Speisehütte während diese schweizerische Hochwacht abgebrannt wurde! O, dieses Mißgeschicks! Wenn ich ein Bruder Lumpacius gewesen, der beim Glase

die ganze Welt vergessen kann, wäre es zu begreifen gewesen, aber daß es mir nüchternem Manne begegnete, der nur an eidgenössischen Tagen zu mehr als einem Schoppen sich versteigt, das war zu viel. Also ein gut Stück Romantik vom Schwyzerschützenfest ging mir verloren; ich bereue es aber dennoch nicht, daß ich dort gewesen, es gab auch so noch des Romantischen und Herrlichen viel.

Am ersten Tag, den wir in Schwyz zubrachten, wollten wir nicht um schweres Geld in einem unruhigen, engen Logis die Nacht zubringen; wir zogen vor, bei dem wunderschönen Abend über den Vierwaldstättersee zu fahren und nach Stanz zu pilgern, um in der Abendstille und Morgenfrühe das schöne Winkelrieddenkmal zu beschauen. Auf dem Wege von Buochs nach Stanz machte ich mich an eine Gesellschaft von älteren Herren, die offenbar auch am Schwyzerschützenfeste gewesen und die ich für Stanzerherren hielt. Einer war der Pfarrer, ein freundlicher schöner Mann mit weißen Haaren und einem gar nicht übermäßig langen Rocke, woraus ich auf milde, freundliche Gesinnungen schloß. Ich machte mich an einen dieser Herren, den ich heute nicht kenne, aber es muß ein vornehmer Herr gewesen sein, sie nannten ihn beim Abschiednehmen Herr Statthalter. Ich fragte ihn zuerst nach den Stanzer Wirthshäusern, weil es Abend und das jetzt eine Hauptfrage war, dann nach einigen Bergen, die aus dem Thal der Engelbergeraa hervorschauten, um dann schnell auf die Allmeinde zu kommen, die mir auch am Schwyzerfeste beständig im Kopfe rumorte. Er sagte mir, ohne daß er ahnte, was für ein gefährlicher Kommunist sich da an seinen Rock gehängt, daß bei ihnen jeder Bürger 1400 Klafter gutes Gemeindepflanzland habe.

Am Morgen, als ich erwachte, brannte schon die Sonne

in mein Fenster. Ich erschrak, daß ich so lange geschlafen und das Winkelrieddenkmal nun nicht mehr lange genug betrachten könne, wenn ich wieder zur Zeit in Schwyz sein wolle. Aber als ich auf die Uhr sah, war es erst 5 Uhr. Mir Schattenmann, der ich am Fuße eines gewaltigen Gebirgsstockes wohne, der mir gerade gegen Osten die Sonne zudeckt, so daß sie oft erst um 11 Uhr herunter sieht, ob man da unten auch noch lebe, war das ein Ereigniß. Ich dachte, man sollte doch alle zehn Jahre einmal hinaus, wo die Sonne scheint; ich dachte aber auch: hier ist die soziale Frage gelöst. Wo man 1400 Klafter guten Pflanzboden hat, eine Frau hat, und die Sonne steht um 5 Uhr auf, da ist die soziale Frage gelöst.

Eine große Glocke fing um 6 Uhr zu läuten an, die Leute, namentlich Schulkinder, Kapuziner, ältere Leute, Frauenvolk, gingen zur Kirche, zu einem frühen Morgengottesdienst; das Winkelrieddenkmal schaute so schön aus seiner dunkelrothen Halle herunter, die Männer gingen an die Arbeit und mähten das fette Gras. Der verstorbene katholische Gesellenvater, der Geistliche Kolping, der in Köln über 400 Gesellenvereinen in verschiedenen Ländern vorstand, hatte zum Wahlspruch: „Religion und Arbeit ist der goldene Boden des Volkes.“ Hier in Stanz ist noch mehr, da sind zur Religion und zur Arbeit noch 1400 Klafter Pflanzboden. Das ist noch mehr, als nur ein Geselle zu sein, der überall in der Welt nur arbeitet und in seinem Kämmerlein oder der Kirche betet. 1400 Klafter Pflanzboden sind ein realer, gesunder Grund, auf dem sich's stehen läßt.

„Der Grundbesitz ist das edelste Gut,
Wie die Erd' in Gottes Händen ruht;
Ob Stürme schnauben, ob Feinde toben,
Der Grund bleibt unten, der Himmel oben.“

Das hat Rückert natürlich nicht gedichtet im Hinblick auf eine hundertkläftrige Glarner Rüti; aber anwenden kann man es auch auf ein kleines Stück Gemeindeland, auf dem man allerhand liebliche und nützliche Dinge pflanzen kann.

Es ist in der Welt unendlich viel Streit und Zank und Dummheit obendrein. Da streiten und zerren sich die Menschen ob Schlagwörtern herum und reißen auseinander, was Gott zusammengefügt hat und was Gott uns alles geben will. Die einen sagen: Volksbildung ist das wahre Glück; nur geschult und geschickt, das ist die Hauptsache! Was ist das aber für ein Mensch, der nur geschult und geschickt ist? Er hat ein mäusefarbenes Schnäuzchen, keinen Leib, unter der Weste alles hohl, stöbert in allen Zeitungen, kennt alle Wirthshäuser, spöttelt und witzelt über alles — ein verächtliches Geschöpf! Die andern sagen: Nur sittlich und religiös; das andere wird sich von selbst geben. Dritte: Nur einen tüchtigen Körper, eine gute Gesundheit; dann kommt die sittliche Seele und der gesunde Verstand von selbst. Warum muß es gerade nur Eines sein, warum können es nicht alle Drei sein? Ein gesunder Mensch ist deswegen noch lange nicht ein gebildeter Mensch, und ein sittlicher und religiöser kennt und kann als solcher auch noch nicht alles, was zum Leben und Bestehen in dieser Welt nöthig ist. Warum wollen wir nicht das Ganze und sagen: Religion muß der Mensch haben und Bildung und einen gesunden tüchtigen Körper? Schließen sich diese drei aus?

Man streitet noch in einer ähnlichen dummen Weise. Die Katholiken sagen: die Tradition ist die Autorität; die Protestanten: die Schrift ist die Autorität; die Ratio-

nalisten: nein, die Wissenschaft ist die Autorität! Da hat es Franz Baader getroffen. Er faßt die drei Autoritäten zusammen und sagt: „Nur durch die Union der drei Autoritäten — katholische Traditionsautorität, protestantische Schriftautorität und rationalistische Wissenschaftsautorität — kommt Hülfe.“ Giebt es nicht viel Autoritäten neben einander und die sich einander nicht ausschließen? Warum sich nur an eine halten? Sind nicht die Eltern, die Obrigkeit, die öffentliche Meinung, die Sitte Autoritäten? Schließen sich die Autoritäten der Naturgesetze und des Sittengesetzes aus? Wenn der Mensch jenen Hohn spricht, ist er dann geschützt wider die Macht des letztern? Nein, wenn er auch gegen dieses gefehlt, ergreift es ihn neben den andern. Vielerlei Dinge helfen dem Menschen und vielerlei verderben ihn. Mancherlei Dinge tragen zur Lösung der sozialen Frage bei, aber ein sehr wichtiges, das Grundstück, sind 1400 Klafter gutes Pflanzland.

In Stanz ist die soziale Frage gelöst. Religion und Arbeit, der goldene Boden Kolpings, das alte: Bete und arbeite, haben wir schon gesehen, haben sie; 1400 Klafter Pflanzland auch; daß die Unterwaldner ein gesunder und schöner Menschenschlag seien, hört man vielfach, und Bildung werden sie auch besitzen, wo das schöne Denkmal Winkelrieds steht und die Deschwanden malen. Wie in Stanz ist es übrigens noch an manchem Orte in dem lieben Schweizerlande. Um ein Beispiel aus dem Kanton St. Gallen anzuführen, hat in der Gemeinde Buchs im Oberlande jede Familie — und wenn Söhne oder Töchter über 24 Jahren darunter sind, bekommen sie noch jedes einen vierten Theil dazu — 1500 Klafter Pflanzboden; Holz giebt es jedes Jahr und manchmal so viel, daß eine Familie das ganze Jahr genug daran hat. Alpen und

Pflanzboden sind dann außerdem noch vorhanden für die Schulen und den übrigen Gemeindehaushalt. In Wartau, ebenfalls im St. Gallischen Oberlande, haben sie 2600 Klafter; freilich liegt vieles davon am Rhein, der manchmal unerwartete und kostspielige Besuche macht, aber lieber Pflanzboden am Rhein als gar keinen.

Was ist das Rechte? Jede Gemeinde muß Pflanzboden besitzen, der an die bürgerlichen Familien, die in der Gemeinde ansäßig sind und eigen Feuer und Licht halten, gleichmäßig vertheilt wird. Jede Familie sollte mindestens 1000 Klafter oder eine Juchart oder einen amerikanischen Acker solchen Pflanzlandes bekommen. Zweitens sollte jede Familie Holz aus den gemeinsamen Waldungen zu beziehen haben, sei's, daß man jedem Bürger seinen Antheil im Walde in natura bezeichnet, daß er es selbst herunterschaffen kann, oder daß es von der Gemeinde aus besorgt und jedem sein Antheil, wie es in Solothurn geschieht, fix und fertig vor die Thüre gestellt wird. Die gemeinsamen Weiden und Alpen, die nicht vertheilt werden können und sollen, werden benutzt von den eigenes Vieh haltenden Bürgern der Gemeinde gegen eine billige und gerechte Auflage; billig, daß der Bauer dabei bestehen kann, und gerecht, daß auch der nichtviehbesitzende Bürger seinen Theil an dem gemeinsamen Gute hat. Denn warum nur der Bauer und nicht auch der Fabrikler und der Schreiner und Schreiber seinen Theil vom Gemeindegut beziehen soll, ist nicht einzusehen. Selbstverständlich ist, daß aus diesen nicht zu vertheilenden Gütern vorerst die Kosten für die Kirchen-, Schul- und Armenanstalten und, so weit sie ausreichen, der gesammte übrige Gemeindehaushalt bestritten werden. Aber wenn es keine solche gemeinsamen nicht zu vertheilenden Güter giebt, soll nicht das Pflanz-

land für obige Dinge in Anspruch genommen werden; das Pflanzland ist unter die Bürger zu vertheilen; Kirche und Schule und wie diese Dinge alle heißen, mögen dann selber zusehen, wie sie sich helfen; Steuern auf den Kopf und das Vermögen mögen dann die Mittel hiefür beschaffen, wenn nicht andere Kapitalien vorhanden sind. Es muß ein Stücklein Erde geben, auf das jeder Mensch geboren wird, nur auf die Landstraße geboren werden geht nicht, und eben so wenig nur Theil haben am blauen Himmel, an der Luft und am Meer; Himmel, Erde, Luft und Meer gehören zusammen. Der Mensch muß ein Stücklein Erdboden haben, das ihn, wenn er sonst gar nichts verdienen und erwerben könnte, wenigstens vor dem Hungertode schützte, ihn zum mindesten nothdürftig ernährte. Wenn die einen Menschen nur besitzlose Arbeiter sein sollen, so haben die französischen Sozialisten von 1848 Recht, so muß es ein Recht auf Arbeit geben, so müssen die, welche die Erde besitzen, denen, welche nur mit Armen und Beinen geboren werden, Arbeit verschaffen.

Die Erde darf nicht ganz in Privatbesitz übergehen. Der heil. Ambrosius sagt: „Das Beispiel der Vögel in der Luft, welches im Lucas angeführt ist, beweist, daß blos die Habsucht die Ursache der Armuth ist. Denn wenn die Vögel in der Luft immer reichlich zu leben haben, obgleich sie nicht säen und nicht erndten, so ist das deswegen der Fall, weil keiner sich die für alle gegebenen Güter zu seinem alleinigen Gebrauche zueignet. Wenn wir uns Güter zu eigen machen, so zerstören wir den gemeinsamen Besitz. Die Erde ist allen Menschen zum Erbe gegeben und Niemand kann sich Eigenthümer dessen nennen, was er diesem gemeinsamen Vorrathe entrissen hat, insoweit es seine Nothdurft überschreitet. Die Natur hat das Recht

der Gemeinsamkeit aller Güter erzeugt und die Anmaßung hat das Eigenthum gemacht." Man meinte den französischen Sozialisten Proudhon zu hören! In Preußen schelten die Feudalen die Industriellen: „Raubritter hinter dem Schornstein." Aber was seid ihr, die ihr in Berlin oder wo es sonst sei hinter euerm Pult sitzt, eine Cigarre raucht und auf unermeßlichen Ländereien Tausende um einen kleinen Lohn arbeiten laßt, während ihr vielleicht nicht im Stande wäret, eine Schaufel voll Erde umzukehren! „Wehe denen, die ein Haus an das andere ziehen und einen Acker zum andern bringen, bis daß kein Raum mehr da sei, daß sie allein das Land besitzen." (Jesaias 5, 8.) Sismondi (Etudes I, p. 213) erwähnt einer schottischen Dame, welche innerhalb neun Jahren aus Spekulation 15,000 Menschen von ihren Gütern wegschickte und ihre Aecker in Schafweiden verwandelte. Wenn es schon etwas Unnatürliches ist, daß ein Einzelner auf so unermeßliche Ländereien Beschlag legen kann, so wird es vollends zum Abscheulichen, wenn so ein Mensch aus Rohheit die liebe freigebige Mutter Natur noch darnieder halten kann, daß sie nicht herausgeben darf, was sie sonst so gern wollte. Es ist bewiesen, daß durch Theilung des Bodens dessen Ertragsfähigkeit sehr vermehrt wird. Passy zeigt, daß ein Feld, welches von 60 Bauern bearbeitet wird, 140 ernährt, daß es dagegen, wenn es nur von 30 bebaut wird, nur 100 ernährt. Jene schottische Dame hätte einer mit fester Hand halten sollen, während die 14,999 ihre Ländereien unter sich vertheilt hätten; denn wenn da nicht Grund zu gerechter Empörung vorhanden ist, so kann man alles Recht zu Revolutionen aus der Geschichte ausstreichen. Da ist der Zustand gekommen, von dem Schiller im Wilhelm Tell sagt:

„Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Muthes in den Himmel,
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht."

Ein Einzelner darf nicht auf solche Ländereien Beschlag legen, so wenig als ein Einzelner auf tausend Mädchen Beschlag legen kann; eine Frau und ein Stückchen Erde gehören Jedem. Jeder soll ein Stück Land haben, das ihn zum mindesten ernährt, wenn alle andern Hülfsquellen versiegen. Der Erwerb durch die Arbeit ist nicht unter allen Umständen ein sicherer; er ist von allerhand Ereignissen: Krankheit, Tod des Familienhauptes, Kriegen, Handelskrisen abhängig. Wie oft hört man von Nothständen der arbeitenden Bevölkerung! Das Elend der schlesischen Weber ist sprüchwörtlich geworden; durch welche Bedrängnisse hindurch mußten die englischen Arbeiter während des amerikanischen Krieges! In Sardinien kam im letzten Jahr die Noth aus vielen Gemeinden bis vor das italienische Parlament und forderte die energischsten Maßregeln. In Paris verminderten sich 1865 die Einlagen in die Sparkassen um 1,200,000 Fr. in Folge der Verlegenheiten des Arbeiterstandes. Von Amerika berichteten die Zeitungen im letzten Winter, daß in New-York 50,000 Menschen ohne Arbeit und Verdienst seien. Ganze Armeen brodloser Arbeiter durchstreichen die Stadt und suchen Arbeit. Von den 4000 Goldarbeitern sind 1500 brodlos, von den 2500, welche Etuis für Schmuck und Kleinodien machen, sind 1000 ohne Arbeit, von den 500,

welche Diamanten setzen, haben 300 nichts zu thun, und von den übrigen 3000, welche sich mit Schmucksachen beschäftigen, sind 2000 ohne Arbeit. Es giebt in New-York 900 Graveurs, welche Arbeit suchen, aber nur 200 können etwas finden. Von den 6000 Zimmerleuten haben 500 nichts zu thun und 1000 arbeiten um den halben Lohn. Die Maurer und Steinhauer haben Arbeit für drei Tage in der Woche, und von den 10,000, welche in der Hutfabrikation beschäftigt sind, müssen die meisten um geringen Lohn arbeiten und auch nur drei Tage in der Woche. In der Eisenfabrikation und allen Gewerben, die damit zusammenhängen, haben ein Fünftel weniger Arbeit als letztes Jahr um diese Zeit, 5000 Eisenarbeiter sind ganz ohne Arbeit. Von den 8000 Cigarrenmachern haben die Hälfte nichts zu thun. Unter den Schreibern und Gehülfen in großen und kleinen Geschäftshäusern ist ebenfalls große Noth, 5000 haben keine Arbeit, und unter den Hausknechten, deren Zahl durch Einwanderung beständig vermehrt wird, sind 3000 ohne Plätze. In Philadelphia sind 25,000 brodlose Arbeiter. Von Baltimore, Boston, Chicago, Cincinnati, St. Louis, Connecticut, Louisville, Kentucky, Manchester hört man die gleichen traurigen Berichte.

Ueber London heißt es: „Wenn man von der herrschenden Noth in den östlichen Quartieren der englischen Hauptstadt hört, darf man sich unter diesen nicht etwa ein paar Straßen vorstellen. Das, was man als „East London" bezeichnet, ist ein Quartier, welches nahe an sieben englische Quadratmeilen bedeckt, sich längs der Themse, auf deren linkem Ufer, bis in die Gegend von Greenwich erstreckt und eine Bevölkerung von über 636,000 Seelen, und unter dieser über 60,000 Arbeiter, in sich schließt.

Wir haben somit hier eine Menschenmasse vor uns, wie sie sich nur in wenigen Hauptstädten des Festlandes zusammenfindet, doppelt so groß als die Einwohnerzahl von Manchester und eben so stark wie die Einwohnerzahl von Leeds, Sheffield, Bradford, Halifax und Huddersfield zusammengenommen.

„Noth gab es in diesem Bezirke von jeher, zumal in den Wintermonaten, wenn die Dockkanäle zufroren und alle Arbeiten im Freien eingestellt werden mußten, doch erschien sie meist sporadisch und in nicht furchtbarerer Gestalt als in andern großen Industriebezirken Englands. Zu ihrer jetzigen traurigen Höhe gelangte sie erst seit dem Frühling des vorigen Jahres, als mit dem Abschluß des amerikanischen Krieges der Schiffbau allmälig nachließ und die Nachwehen der Baumwoll- und Geldkrise manches früher blühende Geschäft zum Stillestehen zwangen. Seit jener Zeit sind die Werkstätten leerer, die Armenhäuser voller geworden, und die Zahl derer, die um Hülfe ansuchen müssen, steht in keinem Verhältnisse zu den Mitteln der Kirchspiele, die sie ernähren sollen. Sind diese doch selber nicht von reichen Leuten bewohnt, und doch war, abgesehen von den Armenhäusern und andern wohlthätigen Instituten, die Zahl derer, die sich am Schlusse des vorigen Monats um Unterstützung meldeten. auf 24,136 gestiegen!

„Wie wird diese (out door relief) gewährt? Die Armenväter der betreffenden Kirchspiele halten wöchentlich eine Sitzung, nehmen die Anmeldungen in Empfang und bestimmen, je nach der Zahl der angegebenen Familienglieder, wie viel jedem Hausvater, jeder Wittwe u. s. w. an Geld und Brod per Woche verabfolgt werden soll. Die Unterstützung beträgt 6—9 Shillinge wöchentlich, wofür

die Arbeitsfähigen Steine klopfen oder Werg zupfen müssen, während den Kranken Arznei, Fleisch, Wein und was der Arzt sonst verschreibt, gratis verabfolgt wird. Die Armenväter thun das ihrige und die Steuerzahlenden desgleichen, doch reicht die wöchentliche Unterstützung eben nur hin, um kärglichen Miethzins zu zahlen und den Hungertod ferne zu halten. Viele Arbeiter scheuen im gerechten Stolze überdies den Gang zu den Armeninspektoren, vor deren Bureaux sie zwischen nichtsnutzigem Gesindel eingekeilt zu werden fürchten, und daß anständige Arbeiterfrauen noch scheuer sind, begreift sich von selbst. Das sind traurige Zustände. Arbeiterfamilien, die sonst 2—3 Stuben miethen konnten, müssen sich jetzt in einer einzigen zurechtfinden. Rein werden sie wohl in den meisten Fällen gehalten, aber wie armselig sieht es in ihnen aus! Ein zerbrochener Stuhl, ein wackliger Tisch, eine leere Bettstätte, — das ist ihr Ameublement. Das Bett ohne warme Decke, der Kamin ohne Feuer, die Kinder ohne Fußbekleidung, die Frau ohne warmen Rock, den sie längst verpfändet hat. Der einzige Reichthum dieser heruntergekommenen Leute besteht in ihren Versatzamtszetteln und, wenn es hoch geht, in Hoffnung auf bessere Tage." *)

Gebt jeder Familie 1000 Klafter Pflanzboden und solche Schaaren brodloser Arbeiter durchirren nicht mehr die hart gepflasterten Straßen der großen und kleinen Städte! Wo alle Arbeit und aller Verdienst still steht, da kann man sich doch noch auf seinen Haufen Erdäpfel im Keller zurückziehen; der schützt noch vor dem Hungertode. In den Städten muß der Arbeiter seine Feuerung um schweres Geld kaufen; wo gemeinsamer Wald ist, da kann

*) Basl. Nachr. Dezember 1867.

man das Holz, um seine Erdäpfel zu sieden, doch noch aus der Gemeindewaldung bekommen. Warum wissen wir bei allen diesen Handelskrisen, die während dieser Jahre stattfanden, in der Schweiz doch nichts von eigentlicher Noth, von der man anderswo so viel hört? Allerdings, weil wir für die Regierungsmaschine und das Militärwesen nur gerade so viel ausgeben, als nöthig ist. Der preußische Unterthan zahlt für die Armee das vierfache von dem, was der Schweizerbürger aufzubringen hat. Das kleine Belgien könnte, wenn es sein Militärwesen nach dem Muster der Schweiz einrichtete, an 32½ Millionen ersparen, zu welchen ungeheuren Militärausgaben in Belgien noch eine hübsche Armee geistlicher, ebenfalls nichts produzirender, Bevölkerung hinzukommt. Wir haben in der Schweiz Landbau und Industrie in schöner Vereinigung; die einen Familienglieder arbeiten auf dem Lande, die andern in der Industrie. Wir haben gute Schulen und viel Schulen, bis auf alle Berge hinauf. In Preußen, dem sonstigen Musterstaate im Schulwesen, ist in den Jahren 1853—1865 das Militärbudget um 17 Millionen Thaler gesteigert worden, während die Staatsausgaben für die Volksschule in der nämlichen Periode um bloß 73,000 Thaler gewachsen sind. Bei den Rekrutenprüfungen stellte es sich heraus, daß z. B. im Regierungsbezirk Danzig von 100 Rekruten im Jahr 1848 nur 8, jetzt dagegen 16 gänzlich ununterrichtet waren; daß in einem andern Regierungsbezirk, Oppeln in Schlesien, bei 300 Lehrerstellen unbesetzt sind, also an 30,000 Kinder des Schulunterrichtes entbehren. — Wir haben in der Schweiz gute Straßen und Eisenbahnen, man ist nahe bei einander, kann einander leicht zu Hülfe eilen; das Gefühl der Zusammengehörigkeit ist groß und lebendig. Wir haben

sehr viel Hülfskassen, gegenseitige Versicherungsanstalten, Krankenkassen, Ersparnißkassen; die Fabrikherren lassen oft arbeiten, nur um ihre Arbeiter zu beschäftigen und ihnen Brod zu verschaffen, und wenn sie dabei auch schlechte Geschäfte machen. Kurz, es sind in der Schweiz viele „Allerdings", welche den glücklichen Zustand bedingen, aber eine große Ursache sind gewiß die großen und reichen Gemeinde-Korporationsgüter, die 1000 Klafter Pflanzboden, die Holztheile, die gemeinsamen Weiden und Alpen. An vielen Orten, wo dieses Gemeindeland besteht, wenn man das den Leuten wieder nehmen wollte, wäre es gleichbedeutend, als wollte man sie tödten: so sehr ist ihre Existenz daran gebunden.

VII. Kapitel.

Was wird man gegen die 1000 Klafter einwenden?

Eine wohlfeile Weise, die soziale Frage zu lösen um den Preis von tausend Klaftern Pflanzboden! Wahrlich, da müßte man sich wundern, daß der Welt nicht längst diese Lösung in den Sinn gekommen. Tausend Klafter Pflanzboden, ungefähr eine Juchart, ein amerikanischer Acker — was würde man doch in Amerika sagen, wenn man mit einem Acker Land die soziale Frage zu lösen glaubte, in Amerika, da man auf einen Acker Land nicht spucken würde, da der Staat nach dem Heimstättegesetz jedem, der das 21ste Lebensjahr erreicht und die Absicht erklärt, Bürger werden zu wollen, und gegen die Union nie die Waffen getragen hat, 160 Acker nach eigener Auswahl schenkt, wenn er fünf Jahre darauf gewohnt und niemals länger

als sechs Monate davon abwesend war, außer wenn er in Ver. Staaten=Militärdiensten stand.

Mit 1000 Klaftern Pflanzboden die soziale Frage lösen, da viele ihr Pflanzland, das sie gegenwärtig schon von der Gemeinde haben, nicht einmal selber bebauen, sondern andern ausleihen, weil es für sie eine Plage, eine Beschwerde wäre, ihr Land selber zu bepflanzen. Auch würde im besten Falle nur der Bürger, und zwar der in der Gemeinde wohnt, eine Hülfe von diesem System erfahren. Wer aus seiner Gemeinde wegzöge, in eine andere Gemeinde, in eine nahe Stadt, in ein anderes Land, der Niedergelassene hätte keinen Genuß. Und an manchen Orten sind ein Drittel der Bürger abwesend und dagegen halten sich daselbst ein Drittel Fremde auf. Ginge Jemand wegen seiner Juchart Pflanzland von seinem bisherigen Aufenthaltsorte weg, nach der Heimath?

Mit Pflanzland die sozialen Nöthen der Uhrenmacher, Haarkräusler, Schriftsetzer, Zeichner, Schreiber, der Stickerinnen und Nätherinnen lösen, alle diese Leute aufs Land, in die Erdäpfelstauden, auf die nassen Aecker oder, weil's nur einer wäre, auf den nassen Acker schicken bei allerhand Wind und Wetter! Die Theilung der Arbeit, das Prinzip der neuern Kultur aufheben; diese Kultur wieder zurückdrängen auf Adams und Noahs Zeiten, nur daß man jetzt, statt mit Feigenblättern, mit Erdäpfelstauden seine Blöße bedeckte, da jeder für alle seine Bedürfnisse selber zu sorgen hätte! Käme da nicht wieder der ganze Urnerboden mit seiner Naturwüchsigkeit zum Vorschein, von dem wir doch nichts wissen wollten?

Mit Gemeindegut das eigene Streben, die eigene Thätigkeit unterdrücken, Faullenzer und Schnapser pflan=

zen, die da denken: vor dem Hungersterben bewahrt uns das Pflanzland, und weiter mühen wir uns nicht.

Endlich: es sind nur 1000 Klafter, aber da würden sie an manchem Orte in der Welt in nicht geringe Verlegenheit kommen, wenn sie jedem Schreihals in der Wiege, wenn er einmal ein löblicher Bürger der ehrsamen Stadt geworden, für 1000 Klafter Pflanzboden zu sorgen hätten. Versuche es einmal die gute Stadt London mit ihren mehr als 3 Millionen Einwohnern, ihren bürgerlichen Angehörigen jedem 1000 Klafter Boden vor den Thoren zu verschaffen!

Das sind Anklagen, daß es mir wird, ich liege unter der großen Glocke von Moskau! Und doch will ich es versuchen, mit den 1000 Klaftern aufzustehen.

Was Amerika anbetrifft, um mit dem leichtesten Einwand zu beginnen, wo man auf 1000 Klafter Pflanzboden nicht spucken würde, so ist die Schweiz und manches andere Land in Europa nicht Amerika. Ich habe z. B. nur 300 Klafter Pflanzboden und ziehe daraus Fr. 30 Pachtzins. Tausend Klafter guter Pflanzboden sind im Glarnerland Fr. 100 jährlich werth auch für den, der es vortheilhafter findet, den Gemeindeboden zu verpachten. In wessen Stellung es aber liegt, diese 1000 Klafter selber zu benutzen, der zieht mehr daraus. Aber schon Fr. 100 für eine arme Familie oder nichts, das ist ein Unterschied.

Der Einwurf, ich wolle die Zeichner und Schreiber und die Nätherinnen bei Wind und Wetter auf das Feld schicken, fällt dahin durch das soeben Angedeutete. — Nicht jeder muß seinen Antheil am Gemeindeboden selber bepflanzen; wenn er es vortheilhafter für sich findet, so kann er ihn andern verpachten, wie ich z. B. das thue, weil ich noch ein Gütchen um das Haus herum habe,

sonst behielte ich meinen Pflanzboden; denn ohne ein Stückchen Erde möchte ich nicht auf der Erde leben. Also die Zeiten Adams und Noahs kommen auf jeden Fall nicht wieder und der Urner Boden auch nicht. Nicht jeder muß ein Landwirth werden, er kann sein Pflanzland andern verpachten, einem Bauern, der vielleicht mehrere solcher Stücke ins Lehen nimmt, so daß sogar der Bauernstand unter dieser Einrichtung nicht leidet; oder viele können diese Stücke zusammenlegen, können sie gemeinsam besorgen lassen und sich den Ertrag an Milch, Butter oder Käse oder an Getreide nach dem Treffniß geben lassen.

Die 1000 Klafter Pflanzboden lösen die soziale Frage nicht, da sie nur dem Bürger zu Gute kommen, und nur dem, der in der Gemeinde bleibt. Da halte ich es so: Wer aus seiner Bürgergemeinde wegzieht, der thut das, weil er glaubt, sich an einem andern Orte besser zu befinden; wer von seiner Heimathgemeinde wegbleibt, und wenn er die Mittel zur Rückkehr besäße, der zeigt damit, daß es ihm in der Fremde wohler sei. Nun, wem schon geholfen ist, dem will ich nicht helfen, ich will nicht allen helfen, ich meine auch nicht, mit dem Antheil Gemeindeland alle zu wohlhabenden Leuten machen zu können; dafür zu sorgen sind dann wieder andere Mächte berufen. Ich will nur eine letzte Zuflucht für jeden, ein Minimum, das ihn vor dem Aeußersten bewahrt. Und was das Durcheinander von Bürgern und Nichtbürgern anbetrifft: wenn das System der Allmeinde, des Gemeindepflanzlandes überall fortschreitet, wenn es nach Verhältniß ungefähr gleich große Antheile gäbe, könnte man sich schon auf dem Wege der Konkordate helfen; Gemeinden könnten unter sich festsetzen: Wenn du meine Bürger hältst wie deine, so mache ich es mit deinen ebenso.

Die Einwohnergemeinde wird überhaupt immer größere Bedeutung bekommen gegenüber der Bürgergemeinde. Der Ausgleichungsprozeß geht in der ganzen Welt nach allen Richtungen vor sich. Es wird nach hundert und tausend Jahren dahin kommen, daß man da, wo man wohnt, das dort bestehende Gemeindeland und Gemeindegut jeder Art hat.

Die soziale Frage mit 1000 Klaftern Pflanzboden lösen! Als in Altorf auch das Vertheilen der gemeinsamen Allmeinde, die in Uri meistens in Weideland besteht, zur Sprache kam, äußerte unter anderm Herr Schulinspektor Chorherr Riedweg von Luzern: „Man habe es im Entlebuch mit einer Vertheilung auf die Köpfe probiert; doch sei das Resultat ein wenig aufmunterndes gewesen. Der Antheil des Einzelnen sei spärlich ausgefallen, das Land entlegen gewesen, ärmere Bürger haben sich angekauft, und es habe zur Entstehung von zwei neuen Gemeinden geführt, eben so vielen Geburts- und Pflanzstätten des Proletariats." Ich meine nun aber durchaus nicht, daß einer mit 1000 Klaftern Pflanzboden ein gemachter Mann sei; ja wenn er nur das hätte, so wäre es allerdings zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben. Die 1000 Klafter sollen nur die Grundlage sein, das Angebinde, das jede Familie mit auf die Welt bringt. Außer diesen 1000 Klaftern Boden hat der Mensch noch Arme und Beine und einen Kopf. Die andere Arbeit, zu der der Mensch noch Zeit hat, soll nun hinzutreten, das Handwerk, die Gewerbe, die Industrie, der Handel, allerhand Stellen und Beamtungen; kurz, was die Menschen in der Welt noch thun.

Die Fabrikindustrie ist in den Städten nicht an ihrem Platz; die sollte aus den Städten heraus, da und dort

aufs Land, damit Fabrik- und Landarbeit mit einander verbunden werden könnten, und wenn dann wegen der etwas rauhern Hände die Fäden an den Spitzen auch etwas gröber werden müßten. Die Fabrikarbeit ist in mancher Beziehung der Gesundheit sehr nachtheilig. Etwas Beschäftigung auf dem Lande wäre für den Fabrikarbeiter ein wahres Bad der Gesundheit. Die Fabrikarbeit ist oft äußerst langweilig und abspannend. Die Freude an einem kleinen eigenen Stück Boden, auf dem man seine nothwendigsten Lebensmittel selbst pflanzen kann, ist eine geistige und gemüthliche Erquickung für ihn. Die industrielle Arbeit ist bis ins Unendliche getheilt; selten kann einer etwas Ganzes machen, er macht nur ein kleinstes Theilchen. Das muß ihn verengen, das muß ihn auch zu einem bloßen Theil von einem Menschen machen, denn das ganze Getriebe, den ganzen Organismus der Fabrik, des Geschäftes überschauen und sich als eingefügtes Glied eines großen Ganzen wissen und das beständig vor Augen haben, ist nicht Jedermanns Ding. Dagegen hilft ihm die Arbeit auf dem Felde, der Anbau und die ganze Bestellung seines Stückchens Land, daß er wieder ein ganzer Mensch wird, führt ihn von der Kunst, und oft wird man sagen müssen, von der Unnatur wieder zurück zur Natur. Und wenn auch nicht jeder, der in der Industrie arbeitet, selber noch viel oder nur wenig auf seinem Stückchen Land arbeiten kann, so können es doch andere Glieder seiner Familie, so geschieht es doch unter seinen Augen, so kann er es doch zu Zeiten thun, so ergiebt sich doch ein mannigfaltiges, abwechselndes, Gemüth und Geist pflegendes Gesammtleben für die Familie. Das Stück Boden bildet einen Mittelpunkt, einen gesunden, realen Mittelpunkt, fördert das Familienleben.

Ich meine nicht, mit 1000 Klaftern Pflanzboden alle sozialen Räthsel zu lösen, aber das eigene Stück Boden ist das Grundstück zu dieser Lösung, die solide Unterlage, auf der sich das andere aufbaut. Ich will nicht blos zu diesen 1000 Klaftern Pflanzboden die übrige Arbeit, die industrielle Gewerbsthätigkeit: ich will auch alle andern Hülfen, die unsere Zeit aufgebracht hat, allen Sozialismus, der bisher eingeführt wurde und sich als heilsam erwiesen hat, ich will den ganzen Schulze-Delitzsch, die Consumvereine, Vorschuß- und Kreditvereine, Rohstoff- und Produktivgenossenschaften, namentlich die Verbindungen von Kapitalisten und Arbeitern zu gemeinsamem Gewerbsbetrieb, in England Partnerships genannt, wobei die Arbeiter außer ihrem Lohne einen Theil des Unternehmergewinns, welchen sie schaffen, erhalten, und bei welchem Systeme die Vortheile der Produktivgenossenschaften mit den Vortheilen des jetzigen Alleinbesitzes vereinigt und die Nachtheile beider Betriebsformen vermieden werden, eine Art Sozialismus, die auch beim Ackerbau möglich ist. Im Unionsstaate Mississippi machte im Jahr 1866 ein großer Grundbesitzer auf einer Baumwollenpflanzung von mehrern tausend Ackern eine Probe mit dem Lohnarbeitssystem, ist aber zu dem Schlusse gekommen, daß ein System von Landantheilen und von Cooperation zwischen Arbeitern und Kapitalisten beiden einen günstigern und sicherern Erfolg verspreche. Er gab jedem Arbeiter ein Wohnhaus, einen Garten und ein kleines Feld zur eigenen Bebauung, fuhr das Feuerholz und lieferte die Kost, welche Vortheile zusammen an die Stelle der monatlichen Löhne traten. Außerdem aber gewährte er den Arbeitern den vierten Theil des Erndteertrages.

Endlich muß Sparsamkeit und weises Wirthschaften, überhaupt Selbstthätigkeit hinzukommen. Da liegt auch ein Hase im Pfeffer. Wie man in sittlichen Dingen alles thun will, in die Kirche gehen, dem protestantischen Hülfsverein etwas geben, für die Mission etwas thun, nach Einsiedeln wallfahrten, eine Kirchenfahne schenken, nur nicht das eigene Fleisch kreuzigen und die lieben Lüste niederkämpfen, so will man auch in sozialen Dingen seine materielle Lage mit allem andern verbessern, nur nicht durch Thätigkeit und Sparsamkeit. Da sollen Vereine und Besprechungen und Feste und Programme helfen, wo man nicht arbeiten und haushalten mag. Wenn die Herren des Mittelstandes, statt um 9 Uhr ins Wirthshaus zu gehen und nach dem Mittagessen wieder, daheim blieben bei der frühern häuslichen Einfachheit und andauernden Arbeit, so müßten sie nicht Zeter und Mordio schreien, wenn einige Dutzend Arbeiter in ihrem Interesse zu einem Consumverein sich zusammenthun.

Und nun das Schwere, das man bei meiner Lösung der sozialen Frage doch zugiebt: Wie soll die gute Stadt London jedem ihrer Bürger draußen vor den Thoren 1000 Klafter gutes Pflanzland anweisen?

Mit den Städten halte ich's wie Hegel mit den Sternen. Als ihm diese, sofern sie Weltkörper sein sollten, auf denen sich vielleicht auch Menschen oder den Menschen ähnliche Wesen, überhaupt Geist und Leben vorfänden, in seinem Systeme Schwierigkeiten verursachten, half er sich damit darüber hinweg, daß er kurzweg festsetzte: die Sterne seien leuchtende Punkte, die ihn weiter nichts angingen. So halte ich es auch mit den Städten; die kümmern mich vor der Hand nichts. Aber heißt man das die soziale

Frage lösen, wenn man sich um die Städte, wo gerade das soziale Elend zu Hause ist, nichts kümmert? Mit den Städten halte ich's so: Wäre man von den 1000 Klaftern, überhaupt von dem System der Landantheile nie abgegangen oder hätte man das überall eingeführt, so wären diese Ungeheuer von Städten gar nie entstanden. Die Regierungen wären in die Städte gegangen und die Kaufleute und die Künstler und die Gelehrten und die höheren Offiziere. Aber die Tausende von Arbeitern, namentlich Fabriklern, hätten sich nicht hinzu gedrängt, wenn jede Familie auf dem Lande 1000 Klafter guten Pflanzboden gehabt hätte. Oder das müßten rechte Thoren gewesen sein, welche sich von 1000 Klaftern gutem Boden weg in die Städte begeben, um die Abtritte zu leeren und die Schornsteine zu fegen gegen einen Lohn, bei dem sie es zeitlebens doch zu nichts gebracht hätten. Diese Ungeheuer von Fabriken wären in den Städten nie entstanden. Wer ein Fabrikant hätte werden wollen, hätte aufs Land hinaus gehen und die Leute, welche an ihren 1000 Klaftern allerdings nicht genug Arbeit und Brod gehabt, dort aufsuchen müssen. Dann wären die Fabriken, wie's recht, zerstreut über alles Land geworden; es hätten sich keine Massen brodloser Arbeiter auf das harte Pflaster der Städte zusammengedrängt.

Wie die gute Stadt London zu ihren 1000 Klaftern Pflanzboden gelange, möge sie selber erörtern. Ich sage nur: man gebe auf dem Lande jeder Familie 1000 Klafter, dann wird sich die überflüssige Bevölkerung aus den Städten allmälig zurückziehen; die Städte werden entlastet, werden kleiner, werden vernünftiger, werden eher beherrscht werden können, werden nach und nach auch Land, immer mehr Land für ihre Bürger erwerben können.

Jetzt sind diese Städte geradezu Ungeheuer. Der Gesundheitsstand ist schwer zu behaupten; bei einbrechenden Seuchen und Pesten ist's zum Erschrecken; die Reinlichkeit ist schwer durchzuführen, die Polizei kann nicht durchdringen; Sittlichkeit und Religion kämpfen vielfach einen vergeblichen Kampf. Oder was sollen sie in London thun, das nach der Statistik von Dr. Forbes Winslow 10,000 Kinder beherbergt, welche zum Verbrechen erzogen werden, 5000 Hehler gestohlener Güter, 15,000 Spieler von Gewerbe, 25,000 Bettler, 30,000 Trunkenbolde, 180,000 Gewohnheits-Branntweintrinker, 150,000 Menschen, die vom Laster leben, und 50,000 Diebe!

Poesie und Gemüthlichkeit gehen in die Brüche. Abgesehen von den Gefahren, welche z. B. das Zusammenbegraben von solchen Massen von Leichen für die Gesundheit bringt, welche Unnatur kommt heraus, wenn man auf eigenen Eisenbahnen die Todten wie Gütersendungen aus den Städten herausspedirt! Diese großen Städte müssen auseinander gerissen werden, daß sie in jeder Beziehung wieder bewältigt werden mögen, daß das Leben wieder natürlicher wird; diesem immerfort stattfindenden Andrängen der Massen nach den Städten muß ein Halt geboten werden, und dieses geschieht nur dadurch, daß man den Leuten auf dem Lande Land giebt. Es ist ein Unsinn, ein Unding, wenn einzelne in den Städten auf dem Sopha und die Cigarre im Munde auf die halbe Welt, auf unermeßliche Ländereien Beschlag legen können und wenige Pächtersleute um magern Lohn darauf arbeiten oder gar, wie jene schottische Dame, nur wenige Schäfer unzählige Weiden besorgen lassen. Das Land soll zu einem großen Theil G e m e i n g u t sein, vertheilt unter die Bürger. Dann wird es ausgebeutet, dann trägt es ein, dann er-

nährt es unendlich mehr Menschen, als wenn große Strekken einem Einzelnen gehören, der sich kaum aus der Stadt heraus bewegen mag, um es nur anzusehen. Prächtige Häuser mag der Einzelne haben und kostbare Gemälde und Gold und Silber in den Kellern, aber Land sollte einer nicht zu viel haben dürfen. Nur was über die 1000 Klafter hinaus geht, sollte dem Privatbesitz anheimfallen, und dessen sollte doch in allen Ländern noch ein schönes Stück übrig bleiben. Man denke an Amerika; wie viel bliebe da noch auf Jahrtausende übrig, wenn jede Familie nur einen Acker vorweg bekäme, da sie jetzt über hunderte verschenken!

Der letzte Einwand: Das mache die Leute träg, Bürgernutzungen seien nicht vom Guten, sie machen leichtsinnige und liederliche Menschen!

Ich vertheile nicht Geld, Geld, das leicht verbraucht wird, sondern Boden, Boden, der bearbeitet sein will, der manchen, der vom Arbeiten nicht viel wissen will, gerade wieder zum Arbeiten führt, zum Arbeiten zwingt, Boden, wodurch der Mensch aus dem unnatürlichen, übertriebenen Kunstzustande wieder mehr zur Natur zurückgeführt, wieder mehr Natur wird. Wenn auch dieser Boden verpachtet werden kann und man so zuletzt doch Geld bekommt, und es mancher machen möchte wie jener Schreiner, der eine geschenkte Parthie Bretter, statt sie zu verarbeiten, schnell verkaufte: so leicht wird das Verpachten doch nicht jedem, und auf die Ausnahmen soll man bei einem Unternehmen nie sehen und auf die Schlechten überhaupt nicht Bedacht nehmen, sondern die Guten ins Auge fassen, die doch die große Mehrheit bilden. Die Guten werden dadurch gerade zum Arbeiten und zum weitern Ringen angespornt; denn erst, wenn der Mensch etwas hat, hat er Freude, weiter

zu bringen. In einem Berichte, welchen die Verwaltung des Arbeiterquartiers in Mülhausen vom Jahr 1866 abgelegt hat, heißt es unter anderm: „Die betreffende Gesellschaft gedenkt fortfahren zu können, jährlich 50 bis 60 Häuser zu erstellen, zumal die Mülhauser Arbeiter den Vortheil zu schätzen wissen, in den Besitz eines hübschen kleinen Hauses zu kommen, gut konstruirte, gesunde Wohnungen darbietend, mit Garten versehen, wo sie ihr Gemüse pflanzen, Fruchtbäume und Blumen pflegen können, und ein jeder strebt nun ein solcher Eigenthümer zu werden. Der Fall ist schon oft vorgekommen, daß Söhne sich beim Militär engagirt haben, um für ihre Eltern solche Besitze zu erkaufen; mehr als 20 Jünglinge haben schon mit ihrem Handgeld dieses großherzige Opfer gebracht. Der Arbeiter, einmal Hauseigenthümer geworden, flieht das Wirthshaus; alle seine Ersparnisse werden für Liberirung seiner Liegenschaft verwendet. Er baut seinen Garten und bleibt bei den Seinen."

Die gänzliche Armuth, die Dürftigkeit bringt nicht vorwärts, die ist lahm. Viele treffliche Schriften und Rathschläge an das Volk machen auf mich den Eindruck, als seien sie nur vom bösen Gewissen eingegeben. Man fühlt, daß man dem Volke etwas geben sollte, aber statt dessen predigt man ihm, heißt es die Sache so und so machen, ermahnt es, warnt es, belehrt es, und giebt ihm nichts. Das sind Predigten vom hohen Balkon herunter auf die harten leeren Gassen, auf denen sich das hungernde Volk herum treibt. Wenn ich Bänke voll bleicher, schlecht gekleideter, schlecht genährter Schulkinder vor mir habe und ich soll dann eine hübsche Examenrede an sie halten, so erstickt mir die Rede im Halse. Wie ist es möglich, auf solchen Gesichtern durch allerhand schöne und weise Sprüche

Freude hervor zu zaubern? Wenn die Kinder nur irgend vernünftig sind, müssen sie denken: „oh, gäben sie uns zuerst etwas zu essen!“ Armen Leuten gegenüber, die durch unsere Schuld, durch die nach und nach unnatürlich, ungerecht, hart gewordenen gesellschaftlichen Verhältnisse — denn von Anfang ist es nicht so gewesen — so arm geworden sind, ist das herrlichste Kirchenreden und Festreden bei allerhand Anlässen eitel Dunst und Wind!

Man ermahnt die Leute: Ihr müßt sparen, ihr müßt arbeiten, ihr müßt in Vereine treten, ihr müßt so und so werden. Das kommt mir vor, wie wenn man zu den Leuten sagte: ihr müßt heilig werden, gerecht, vollkommen, dann hat Gott ein Wohlgefallen an euch, dann ruht sein Auge mit Vaterblicken auf euch! Da könnten solche Menschen wohl sagen: ja, wenn wir das alles zuerst selber werden müssen, dann werden wir Gott wohl nicht mehr so viel zu verdanken haben. Nein, so verfährt Gott nicht! Er liebt zuerst uns, uns in unsern Sünden und Gebrechen, vergiebt uns zuerst unsere Sünden, und dann in unserer Freude, in unserm Glück, in unserm Jubel thun wir das Rechte und Gute, so viel als uns nur möglich ist. Wie hat der Herr Jesus die Menschen erlöst? Hat er zu ihnen gesprochen: Werdet andere Menschen, bekehret euch, reiniget euch, waschet euch, werdet gerecht, werdet heilig, dann will ich zu euch kommen, dann wenn kein Härlein an euerer Kleidung mehr fehlt, kein Stäublein auf euerer Kleidung mehr liegt, dann will ich in meiner schwarzen feinen Kleidung zu euch kommen, in euere Wohnungen mich bemühen Nein, er ist zu ihnen gegangen so wie sie waren. Er hat sie nicht angeherrscht als elendes Sündenpack und Gesindel, das eigentlich etwas ganz anderes verdient hätte. Er hat den Elendesten gegrüßt, hat sich

nach ihm erkundigt, hat ihm ein schönes Trostwort gesagt, hat ihn erbaut, hat ihn belehrt, hat den guten Funken in ihm hervorgezogen, an ihn angeknüpft, ihn weiter gebildet, hat mit einem Wort in dem elendesten, verkommensten Menschen eine Würde geschaffen. Damit hat er die Menschheit erlöst. Wir müssen dem Menschen zuerst tausend Klafter Pflanzboden geben und dann erst ihn belehren und mahnen und strafen und was weiß ich sonst noch mit ihm vornehmen. Erst muß der Mensch etwas zu essen haben und dann erst soll man ihn in die Lehre nehmen.

In Preußen leben nach Lassalle 72¼% der Bevölkerung in der gedrücktesten Lage bei einem Einkommen von weniger als 100 Thalern (Fr. 375) jährlich und einer Familie von 5 Personen durchschnittlich. Von diesen 72¼% sind erst 1½ Millionen Fabrikarbeiter. In Berlin hatte die Stadtvogtei nur in einem Jahre (1856) zusammen 36,481 Arrestanten. In welche Zustände lassen uns solche Zahlen blicken!

In der Schweiz ist dieses Elend nicht, eben auch wegen der großen gemeinsamen Güter; aber wir reden nicht bloß von der Schweiz, die sozialen Fragen bewegen jetzt die Welt. Göthe hat gesagt: „das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens." Ich will an diesem Worte nicht markten, aber ein großes tiefes Thema ist auch die Ungleichheit in der Welt, der Konflikt des Besitzes und des Nichtbesitzes. Und dieser Konflikt wird nur gelöst, wenn es ein gemeinsames, unveräußerliches Eigenthum giebt, an dem alle ihren bestimmten Antheil haben, wenn ein Theil der Erde der Beschlagnahme der Privaten entzogen ist,

wenn es ein gewisses Minimum giebt, das jeder mit auf die Welt bringt. Nur auf die Landstraße geboren werden, geht nicht.

Durch die große Masse der Arbeiterbevölkerung, sowie der Besitzlosen überhaupt zieht sich ein dumpfes Murren. Unter dem politischen Treiben verbirgt sich, wenn auch oft unbewußt, das Verlangen nach bessern sozialen Zuständen. Selbst aus dem gottesfürchtigen Spanien wird berichtet: „Wir sind inmitten einer politisch-ökonomisch-sozialen Krisis, aus der wir voraussichtlich nur durch eine Revolution herauskommen werden. Bei der Entsittlichung und Verarmung des Volkes, bei der geschäftlichen Misere, bei den unter den Massen angehäuften Rachegefühlen, wird die Revolution keine politische, sondern eine soziale, sozialistische mit allen ihren Gräueln sein, und Spanien Europa voraussichtlich für einige Zeit ein grauenhaftes Schauspiel der Anarchie bieten.“ *)

Warum ist es bis jetzt in Europa zur sozialistischen Revolution noch nicht gekommen, zu der es kommen wird, wenn die Segel nicht eingezogen werden, bevor der Sturm losbricht?

Daran sind eine Schuld die stehenden Heere. Obschon aus dem Volke und zum größten Theil aus dem armen Volke hervorgegangen, indem es nicht mehr ist wie zu Karls des Großen-Zeiten, daß nur in's Feld ziehen mußte (Kapitular von 807), wer fünf Mansos oder Tagwerke besaß, und daheim gelassen wurde, wer mit des Lebens Nahrung und Nothdurft zu kämpfen hatte — heutzutage müssen gerade die Armen die großen Massen menschlicher Leiber liefern — vergessen sie, daß sie aus dem Volke hervorge-

*) Basl. Nachr. 22. Juli 1867.

gangen und wieder zum Volke zurück müssen, und stehen nur im Interesse ihrer sogenannten Kriegsherren. Daran ist eine zweite Schuld die Kirche. Die Kirche hat eine natürliche Scheu vor den Revolutionen, glaubt sich immer berufen, zur Ordnung und Stille zu mahnen, und hält es in der großen Regel überall mit den Besitzenden und Regierenden. Daran ist eine dritte Schuld der Umstand, daß überall die Besitzenden das Regiment führen. In den Gemeinden nimmt man die Vorsteher überall aus der Zahl der Besitzenden, im Lande ist es ebenso. Es hat das natürlich seine guten Gründe. Diese Besitzenden sind vermöge ihres Besitzes auch in der Regel die Gebildeten; durch den Besitz sind viele, nicht alle, unabhängige Leute, und Unabhängigkeit ist etwas gar Schönes an einem, der regieren soll. Oft scheut man sich aber auch aus einer bloßen Feigheit, einen hablichen Mann zu übergehen und einen minder hablichen vorzuziehen. Arme Leute sind oft neidisch und mißgünstig, oder haben auch eine elende Furcht vor den Reichen. Es geht ihnen wie gewissen kleinen Vögelchen, die in den aufgesperrten Rachen der Krokodile fliegen müssen. Das ist die furchtbare Anziehungskraft. Unter diesem von oben bis unten fest geschlossenen weltlichen und geistlichen und militärischen Netze ist es der armen Masse schwer gemacht, aufzustehen und zu revolutionieren. Sie wird zusammengehauen, wo sie sich regt.

Warum ist eine wüste sozialistische Revolution nicht längst ausgebrochen? Aus dem letzten Grunde endlich, weil die Masse, das Volk, der sogenannte elende Pöbel gerechter ist als die Führer. Wenn die Masse zur Erkenntniß kommt, daß sie die Masse ist und sie die Grundsätze Napoleon's und Bismarck's nachahmen wollte, daß Macht vor Recht gehe und man so viel sich aneignen könne

als man Macht besitze, dann würde es sich bald zeigen, trotz besagter geistlicher und weltlicher Dämpfer und Riegel, wer Meister sei.

Was verhindert die sozialistische Revolution? Man hat gesagt: die Arbeit einer Nation sei die Urquelle ihres Reichthums; daher Freiheit der Arbeit und unbedingte Konkurrenz! Ja, aber das kann auch werden ein Krieg auf Leben und Tod zwischen den Arbeitenden selber. Denn höchstes Ziel der Konkurrenz ist, alle Konkurrenz nieder zu arbeiten. Wem helfen diese Grundsätze von der Freiheit der Arbeit und der unbedingten Konkurrenz? Der Geldaristokratie, an Geist, Geld und Unternehmungslust dem einfachen Arbeiter zehnfach überlegen. Daher ist man auf das Genossenschaftswesen gekommen. Die allen gleichen Interessen sollten organisirt werden, damit sie sich nicht gegenseitig bekämpfen; Kapital, Arbeit und Talent sollten jedes seine Dividende von der Gesammtproduktion erhalten. Das ist alles recht und gut; aber der Arbeiter-Kongreß in Lausanne hat es herausgefühlt, daß man mit diesen Arbeiter-Associationen, zu welchen natürlich nur die besten Arbeiter hinzukommen, und die dann einen bessern vierten Stand bilden, einen noch elendern fünften Stand hinter sich lasse. Nun, was diesen elenden fünften Stand anbetrifft, wenn vorerst nur eine große Masse Arbeiter sich zu einem tüchtigen vierten Stand erheben, so ist das schon ein großer Gewinn; einen elenden fünften Stand wird es immer geben, d. h. hoffentlich wird er immer kleiner werden, aber alles Elend ist aus der menschlichen Gesellschaft nicht wegzubringen; es wird immer eine Anzahl kränklicher und gebrechlicher Geschöpfe geben, die auf die Hülfe anderer angewiesen sind, und Liederliche, welche sich nicht helfen und nicht helfen lassen

wollen. Aber was diesen massenhaften fünften Stand nicht aufkommen läßt und dem vierten Stande nachhilft und der endlosen Konkurrenz und diesem ängstlichen Hasten und Jasten ein ruhiges Ziel setzt, das ist die Allmeinde, das ist das Stück Boden, das man jedem giebt, das sind die tausend Klafter Pflanzland, die jede Familie mit auf die Welt bringt. Ein Stück Erde, das ist das Mittelstück, das Ausgleichende zwischen allzu großem Besitzthum und allzu großer Armuth, das gesunde, ausgleichende, versöhnende, Revolutionen verhindernde Element. Machiavelli sagt: „In jeder Republik, sobald der Kampf zwischen Adel und Gemeinen, zwischen Patriziern und Plebejern sich erschöpft und die Demokratie den völligen Sieg über die Aristokratie davon getragen hat, bleibt zuletzt nur noch ein Gegensatz übrig, der gewöhnlich mit der Republik selber endigt; es ist dieß der Gegensatz der Reichen und Armen, der Besitzenden und der Proletarier." Die Welt treibt vieler Orten diesem Ziele entgegen, eine Ungleichheit nach der andern verschwindet; was am rechten Punkt Halt gebietet, die Republik aufrecht hält, trotz Machiavelli, das ist die Allmeinde, das sind die tausend Klafter, das ist das Mittelstück zwischen allzu großer Armuth und allzu großem Reichthum.

Ein kleiner Besitz, namentlich ein Stück Erde, giebt Freude, giebt Liebe zum Vaterland, und wenn es allen wohl ist und alle das Vaterland lieben, so ist das tausendmal mehr werth, als wenn Einzelne übermäßig reich sind. „Es nützt dem Gemeinwesen nichts, wenn der Reichthum steigt und die Menschen sinken." *) Wenn jeder etwas hat, muß der Reiche nicht mehr, wie es jetzt der Fall ist, auf

*) Jakobi aus Königsberg.

allerhand Künste sinnen, wie er die lauernden Proletariergelüste von seinem Garten fern halte. Jetzt ist an vielen Orten ein wahrer Belagerungszustand; man muß sich beständig damit abgeben, wie man die Menge beschwichtige. Was erhält den Napoleon? Was macht, daß sogar außerhalb Frankreichs so viele ihm zujauchzen? Was ist der Grund, daß viele in Frankreich, die sonst die Freiheit liebten und im Innern diesen unwürdigen Zustand verdammen, dennoch zu allem Ja und Amen sagen, was dieses Regiment thut? Sie fürchten für ihre Habe, sie fürchten die Theilungsgelüste, sie fürchten die Proletarier; sie meinen, wenn Napoleon und das stehende Heer nicht wäre, kämen sie um ihr Vermögen. Das ist doch ein kläglicher Zustand, solche Unfreiheit, so viel Unwürdiges ertragen nur um des bloßen Geldsackes willen, das ist doch ein kläglicher Zustand, ein Regiment unterstützen müssen, das man innerlich verabscheut, und bei seinem Reichthum noch das Gefühl haben: es ist nicht recht, daß Tausende und Millionen in so bedrängten Umständen leben. Gebt jeder Familie ein Stückchen Land und dann könnt ihr die Freiheit ganz und voll aufnehmen. Dann braucht ihr keine Proletarier mehr zu fürchten; wenn auch der Arme ein menschenwürdiges Dasein führen kann, wenn er auch einen festen Fuß Boden unter seinen Füßen verspürt, dann lechzt er nicht mehr nach euern Reichthümern.

Gebt jedem ein Stück Erde und dann laßt ihn mehr als es bei dem bisherigen vorsorglichen bevormundenden System der Fall ist, für sich selbst sorgen. Die unzähligen für alle Bedürfnisse ausgedüftelten Anstalten und Einrichtungen, die einen lähmenden, die Selbsthülfe und Selbstthätigkeit darniederhaltenden Einfluß an sich haben, können dann um vieles reduciert werden. Man

kann dann eher jedem zumuthen: hilf dir selber, und mit dem Worte Ernst machen: wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. Wenn ein schlimmer Kamerad nach Amerika auswandert, heißt es allgemein: „da muß er sich dann selber wehren“, will sagen, da laufen ihm nicht Waisenämter und Vögte und Armenpflegen und Steuerrödel Schritt für Schritt nach. Warum können wir diesen gesunden Grundsatz nicht auch hier anwenden? Wir wagen es manchmal nicht, aber es sind auch unsere Verhältnisse zu eng und beschränkt und in vieler Hinsicht ungesund; es kann sich nicht jeder selbst helfen, wie er es z. B. in Amerika könnte.

VIII. Kapitel.

Das freieste Ländchen in der Welt.

„Nach den Forschungen eines englischen Gelehrten, James E. Thorold Rogers*) ist die Ursache des frühen Verschwindens der Leibeigenschaft in England keine andere als — der schwarze Tod. Nachdem eine Reihe von Jahren hindurch Hungersnoth mit guten Erndten gewechselt hatte, brach im Jahr 1348 jene furchtbare Pest, das „große Sterben“, wie man es in deutschen Landen hieß, über England herein und lichtete, noch zweimal, 1361 und 1369, wiederkehrend, die Reihen der Bevölkerung. Die Landbevölkerung, elend wie sie war, wurde besonders stark heimgesucht, und nach der Pest machte sich der Mangel an Arbeitskräften so fühlbar, daß der Arbeitslohn auf dem

*) A history of agriculture and prices, II. vols.; Oxford 1866.

Lande auf's Doppelte stieg. Das Parlament, wie immer die Klasse der Besitzenden vertretend, wirft sich dazwischen und schreibt durch Gesetz den höchsten Satz des Lohnes vor, welchen ein Arbeiter fordern dürfe. Indessen der Kampf zwischen Grundherren und Arbeitern wird immer heftiger. Im Jahre 1381 erhebt sich das Volk unter Wat Tyler in allgemeinem Aufstand; die Gutsherren, denen in Folge der Steigerung des Arbeitslohnes die bisherige Bewirthschaftung ihrer Liegenschaften zu wenig mehr einträgt, sehen sich genöthigt zum Pachtsystem überzugehen, und die Arbeiter als freie Pächter einzusetzen; die Bauern ringen es schließlich den Baronen ab, daß sie sich die Ablösung der Leibeigenschaft und der Frohndienste gegen eine jährlich zu entrichtende Gebühr in Geld gefallen lassen müssen.

Nicht nur die Magna Charta, welche die englischen Barone dem König Johann ohne Land abtrotzten, sondern mehr noch der schwarze Tod, die Verheerung durch Elend und Seuchen, ist die Geburtsstätte der englischen Freiheiten gewesen."

Um zu diesen Freiheiten zu gelangen, bedurfte es im Glarnerland keines schwarzen Todes. Durch der Väter Heldenmuth und die seitherige geordnete Fortentwicklung aller freiheitlichen Bestrebungen ist das Glarnerland zum freiesten Ländchen in der Welt geworden.

Im Glarnerland sind alle Gewerbe frei; nur Gift und Pulver darf nicht jedermann verkaufen. Aber wirthen darf z. B. jeder unbescholtene Mann, der eigenen Rechtes ist, und wenn er statt eines kostbaren Schildes nur ein schwarzes Täfelchen vermag, auf dem die Buchstaben W und T stehen, so daß man nicht weiß, ob es Wirthschaft heißt oder Namen und Geschlecht vom Schreiner

oder Schuster, der hinter diesem geheimnißvollen Schilde wohnt. Im Glarnerland ist die Schule frei. Jede Gemeinde wählt durch freies Handmehr wen sie will zu ihrem Lehrer. Ein Kantonsschulrath hat nur die Lehrer zu prüfen, zu patentieren und hat noch einige andere unbedeutende Rechte. Die Kirche ist frei; jede Gemeinde wählt und besoldet ihren Pfarrer wie sie will; eine Synode und eine Kirchenkommission haben nur sehr magere Befugnisse. Die Gemeinden sind in politischer und ökonomischer Hinsicht mit kleinen Einschränkungen innert ihrer Gemarkung souverän; sie wählen durch freies Handmehr ihren Gemeinderath und die übrigen Beamteten, machen Gesetze und Ordnungen, und wählen in die zwei Landesbehörden, in den dreifachen Landrath, der die Gesetzesvorschläge auf die Landsgemeinde begutachtet, und in den Rath, der die vollziehende Behörde ist, je nach ihrer Bevölkerung ihre Abgeordneten. Alle Jahre im Mai kommen alle ehr- und wehrfähigen Bürger des Landes, die achtzehn Jahre alt und darüber sind, zur Landsgemeinde zusammen. Da werden alle Landesgesetze gemacht, der Landammann, die engere Regierungskommission und alle Richter gewählt. Jedesmal um Neujahr herum werden alle Landleute eingeladen, wenn sie Anträge an die Landsgemeinde zu stellen haben, so sollen sie es innerhalb der nächsten vierzehn Tage thun. Den Namen des Antragstellers erfährt nur der Landammann. Anträge, welche im Landrath nicht mindestens zehn Stimmen auf sich vereinigen, werden in den Beiwagen gethan, d. h. unerheblich erklärt. Will aber der Antragsteller oder jemand anders an der Landsgemeinde sie hervorziehen und bekommen sie eine Mehrheit in der Landsgemeinde, so müssen sie dann das nächste Jahr begutachtet unter den erheblichen aufmarschieren. Im

Grunde ist also nichts anderes geschehen, als daß solche Anträge noch ein Jahr warten müssen, bis man sie zur Welt kommen läßt; in den meisten Fällen eine sehr zweckmäßige Einrichtung. Kurz von Freiheiten wüßte ich im Glarnerlande nichts mehr zu wünschen. Man hat allenfalls schon davon gemunkelt, durch unsere unbezahlten Stellen sei es nur den Reichen möglich gemacht in die Regierung und andere Behörden zu gelangen. Allein es hat dieser Wunsch mehr nur den Schein für sich als Wesen. Bei einem Mitgliede der Regierung ist es doch eine schöne Sache, wenn er ein unabhängiger Mann ist; zum Armen hat der Arme selber kein Vertrauen; er fühlt sich durch den Reichen wie gehoben. Das Volk verlangt von den Regierenden einen gewissen persönlichen Nimbus, und namentlich, daß sie nicht an den Sesseln hängen. Wie bücken und drücken sich oft solche vermögenslose besoldete Beamtete, um nicht mißbeliebig zu werden, wenn es sich um neue Wahlen handelt. Das ist eine klägliche Stellung für einen Herrn Regierungsrath. Der Reichthum ist ein Vortheil in allen Stellungen des Lebens, und wenn er in vielen auf unbillige Weise ausgebeutet wird, so ist am wenigsten da zu Klagen Anlaß, wo er zum Besten des Landes verwandt wird. Was sodann die Leute anbetrifft, welche durch besoldete Stellen veranlaßt würden, sich bloß auf die Regiererei zu werfen, so ist sehr die Frage, ob lauter solche Leute ein Land besser besorgten, als Männer aus den verschiedenen Berufsarten, die außer ihrer Regierungsstelle noch ein eigenes tüchtiges Geschäft haben. Ein Advokat versteht deshalb noch nicht von selbst das Bau-, das Militär- oder Erziehungswesen. Man hat an manchem Ort Mühe, auch bei besoldeten Stellen tüchtige Männer zu bekommen.

Wenn man endlich das Theilen dabei im Sinne

hätte, so wäre auch das eine Täuschung. An eine besoldete Regierungsstelle würde man doch einen Mann thun, der studiert hat, einen Fabrikler würde man kaum wählen. Hat aber ein armer Knabe studiert und ist Regierungsrath geworden, so hilft er nicht mehr theilen. Er will wieder für seine Frau und Kinder sorgen, sie gut erziehen, ihnen etwas zurücklassen; ich habe noch nie von einem Proletarier-Regierungsrath gehört. Man hat schon Sozialisten in die Regierungen gewählt; ich will nicht sagen, daß sie aus Volksfreunden Volksfeinde geworden, aber aus dem Theilen hat es nichts gegeben. Nein, an unserer Regierungsweise haben wir im Glarnerlande nichts zu ändern; wir haben der Mittel genug, unsere Meinung zur Geltung zu bringen. Wo das Volk in den Gemeinden und an der Landsgemeinde alle Beamteten wählt, wo jeder Bürger jedes Jahr Gesetzesanträge an die Landsgemeinde bringen kann, da ist wahrlich Freiheit die Fülle.

Man hat schon oft und namentlich in diesen Tagen von Zürich her bemerkt, daß in Landsgemeinde-Kantonen auch nicht alle Herrlichkeit zu finden sei. Ich rede nur vom Glarnerland; ein anderer mag sich wieder für seinen Kanton wehren; aber ich möchte geradezu fragen: Was fehlt uns noch? Wir haben allerdings nicht alles, was sie in vorgeschrittenen großen Kantonen haben; wir haben keine Kantonsschule, keine Hochschule, keine Sternwarte, keine Irrenanstalt, haben nicht die Zahl der gebildeten und berühmten Männer. Aber das rührt nicht von der Landsgemeinde her, sondern von der Kleinheit unseres Ländchens und unserer Verhältnisse, ein Umstand, der dann freilich unsere Ururdemokratie möglich macht und begünstigt. Aber sonst möchte ich in der That fragen: Was fehlt uns noch? Die glarnerische Schule darf sich neben andere Schulen

stellen; geprebigt und unterrichtet wird in den Kirchen wie anderswo, und ein neues Gesangbuch haben wir ein so schönes wie die größten Kantone; im sittlichen Leben rühmen wir uns nicht großer Dinge, stellen uns aber getrost neben unsere werthen Miteidgenossen; Industrie und Gewerbthätigkeit der Glarner sind bekannt, und mit Eisenvitriol haben wir uns letztes Jahr versehen bis zu hinterst in der Tödiwirthschaft. Wir haben keine Putsche, nicht einmal Volksversammlungen, weil wir alles haben, was andere erst suchen. Jeder Wunsch kann sich auf gesetzlichem Wege geltend machen; bekommt er die Mehrheit, so wird er Gesetz; bekommt er sie nicht, nun so ist die Mehrheit König, und einen andern König darf es schlechterdings in einem gebildeten und erzogenen Volke nicht geben. Zur Lösung sozialer Fragen ist kein Fleck auf der Erde so geeignet wie das Glarnerländchen. Hier ist zwischen Volk und Regierung kein Gegensatz; es ist alles Volk und alles Regierung; da ist kein Zweikammersystem, es giebt nur eine Kammer, die Volkskammer. Um von unsern tausend Klaftern zu reden, ist der Grund dazu bereits gelegt, alle Gemeinden besitzen schon solches Gemeindeland, es giebt unter ihnen, sie haben bis 700 Klafter. Da ist zur geordneten Fortentwicklung die Bahn geebnet. Will man in den glarnerischen Gemeinden, und wo es sonst so ist, zu mehr Land gelangen, so kauft die Gemeinde einfach von den Privaten nach und nach mehr Land und deckt den Ausfall in dem Gemeindehaushalt durch Gemeindesteuern auf das Vermögen und den Kopf. Für Kirchen-, Schul- und Armensachen besteht bereits das Landsgesetz, daß man daher rührende Defizite durch Gemeindesteuern decken könne. Es fehlt uns nur noch, daß die Landsgemeinde auch noch das Gesetz mache, daß auch Ausfälle im sonstigen Gemeindehaushalt, also

namentlich von Landankäufen her, durch Gemeindesteuern gedeckt werden können. Aber — und das ist jetzt das größte Aber in meiner ganzen Verhandlung — führt das nicht zum Kommunismus in der besten Form?

Wenn die Gemeinde von den Privaten Land kauft, und weil sie höhere Preise zahlen kann, wird sie immer Land bekommen — ja eine nicht zu fern liegende Konsequenz würde es sein, wenn sie einfach im Interesse des gemeinsamen Nutzens expropriirte — „kommst du nicht willig, so brauch' ich Gewalt!“ — wenn sie dann die Ausfälle durch Steuern deckte und so fortführe, zu den tausend Klaftern noch tausend u. s. f. fügte, bis kein Privatbesitz mehr vorhanden, wäre das nicht Kommunismus? Ja man hat bereits schon davon geredet, wie unsere Landsgemeinde auch in andern Beziehungen keine ganz unschuldige Waffe sei in der Hand des Volkes. Nein, zum Kommunismus wird es nicht kommen.

Die Gemeinden werden zu den tausend Klaftern keine weitern tausend Klafter fügen, weil das nicht nöthig ist. Mit tausend Klaftern reicht eine Familie, wenn sie daneben sich wehrt, die übrige Arbeit des Lebens thut, aus. Aber der Appetit kommt mit Essen; wenn es ihr gut däuchte, wenn es ihr schön vorkäme, noch mehr zu besitzen? Nein, offenbaren Raub wird sie nicht begehen, dafür ist im Volke zu viel Gerechtigkeitssinn vorhanden. Ertrüge es aber ein Land, eine Gegend, daß, ohne den Privatbesitz zu schädigen, zu den 1000 Klaftern noch 1000 gefügt würden, wie ja Stanz heute schon 1400, Wartau 2600 Klafter besitzt, so sähe ich nicht ein, wen das etwas anginge.

Zum Kommunismus würde es auch sonst nicht kommen. Wenn wir im Glarnerland so wirthschaften wollten und

die Reichen offenbar vergewaltigten, so gäbe es über dem freiesten Ländchen in der Welt doch auch noch eine Bundesstadt Bern; gerade in den Lüften hängt das Glarnerländchen nicht. Und wollte die Bundesstadt Bern mit uns halten und das ganze Schweizerländchen ein Kommunistenland werden, so fürchte ich, wären wir in Europa ein zu kleiner Fleck Erde, als daß wir unsern Kommunismus vor allen Interventionen sicher stellen könnten. Einer wunderlichen Sekte ließe man ihn schon hingehen, aber einem Staate kaum.

Es wird nicht zum Kommunismus kommen. Im Glarnerland hat man das schon seit vielen Jahren getrieben, daß die Gemeinde von Zeit zu Zeit Privatgüter, Alpen ankaufte, um den sich mehrenden Bürgern immer ungefähr gleich viel Boden geben zu können. Aber niemanden wäre es bisher eingefallen, Kommunismus darunter zu wittern.

Es wird nicht zum Kommunismus kommen. Tausend Klafter Pflanzboden stürzen die Welt nicht um; in Stanz ist es ja bereits so und sie leben ganz glücklich und gemüthlich. Wegen tausend Klaftern Pflanzboden bleibt gleichwohl dem Privatfleiß und dem Privatstreben noch eine große Welt zur Eroberung übrig. Aber in's Ungemessene darf der Privatbesitz nicht gehen. Eine Schranke muß er finden. Wie es bei Sirach heißt: „es sind immer zwei gegen zwei geordnet", so sind gegen den unbegränzten Privatbesitz die tausend Klafter Gemeindeland geordnet. Es giebt keine bessere Ausgleichung zwischen dem übergroßen Besitz und übergroßer Armuth als die Allmeinde. Sie bildet ein Mittelstück; der Arme hat daran einen unterstützenden Antheil und der Reiche kann nicht mehr zu reich werden, weil ihm der Boden, die ursprüngliche Quelle des Reichthums, nicht mehr ganz zu Gebote steht, indem er zum

Theil schon im Besitz der Gemeinschaft ist. Die Steuern der Reichen, die Kirchen, die Schulen, die öffentlichen Anstalten aller Art, alles hilft ausgleichen, aber die Allmeinde muß noch hinzukommen. Sie ist auch nicht etwas, das nur einer gewissen Klasse zu gut kommt, wie wenn der Staat etwa die Arbeiter unterstützte, die nur ein Ausschnitt der Bevölkerung sind; die tausend Klafter bekommt der Reiche wie der Arme.

Ich meine es mit den tausend Klaftern auch nicht so, daß man im Glarnerland, wo in mancher Gemeinde auch nur hundert und zweihundert Klafter sind, auf einmal in den Gemeinden tausend Klafter dekretire und an's Kaufen gehe, und an der nächsten Landsgemeinde beschließe: solche Ausfälle in dem Gemeindehaushalt seien durch Steuern zu decken. Ich will nur den Weg, das Ziel andeuten, und sagen: betretet diesen Weg, wo er noch gar nicht eingeschlagen ist; schreitet diesem Ziele immer mehr zu, wo es bereits aufgesteckt ist. Ich sage nur: hier ist die Lösung der sozialen Frage zu suchen, arbeitet auf dieses Ziel hin. Ihr Arbeiter lauft wegen dem Rynikerhandel nicht zusammen, geht an keine Volksversammlungen wegen untergeordneten politischen Dingen. Sucht in euern Gemeinden dahin zu wirken, daß immer mehr Pflanzboden angekauft werde; das ist etwas praktisches, dabei kommt etwas heraus.

Aber erträgt es z. B. das Glarnerland, daß man jeder Familie tausend Klafter Pflanzboden gebe? Bleibt dann noch für den Privatbesitz Raum genug? Ich habe gesagt: das Glarnerländchen sei das freieste Ländchen in der Welt. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß deswegen schon alles recht und gut sei. Die Freiheit ist zunächst nur ein negativer Begriff, es ist das Freisein von allen beengenden

Schranken. Von denen sind wir im Glarnerland allerdings frei; aber die rechte Ausfüllung ist nicht überall vorhanden. Ein schöner Teller, auf dem nichts ist, macht noch nicht alles gut. Herr Diakon Hirzel in Zürich brachte im Rütli der sozialen Freiheit ein Lebehoch. Die politische Freiheit und die religiöse, hat er gesagt, haben wir, wir sollten noch nach der sozialen ringen. Im Glarnerland haben wir auch die soziale. Man kann treiben, was man will, bis an's Giftverkaufen; die Arbeiter können sich versammeln, können Eingaben an's Landsgemeinde-Memorial richten; man kann alle Genossenschaften und Vereine stiften und sich versammeln, wo man will, ohne die Polizei zu befragen. Aber deswegen ist uns sozial doch nicht allen wohl. Es muß dahin kommen, daß alle, die es wollen, und es aus anderweitigen Gründen können, sich sozial wohlfühlen; wir müssen alle recht gestellt werden. Ich gehöre zu den Thoren, die da meinen, jeder sollte am Sonntag sein Huhn im Topfe haben. Ich bin ein Anhänger des amerikanischen Arbeiter-Ideals, nach welchem die vierundzwanzig täglichen Stunden in drei gleiche Theile zerlegt werden sollten: acht Stunden Schlaf, acht Stunden Arbeit, acht Stunden für das Familien-, gemüthliche und geistige Leben, d. h. weil alle sieben Tage ein Sonntag kommt, an dem die acht Stunden Werktagsarbeit wegfallen, und das Jahr durch noch etliche Feiertage verschiedener Art, an denen die Arbeit auch wegfällt, würde ich diese Stunden auf die Werktage verlegen und zehn Stunden Arbeit für den Werktag setzen. Das Familien-, gemüthliche und geistige Leben kommt eben auch bei der Arbeit zur Bethätigung. Wenn ich z. B. im Sommer und Herbst mit meinen Kindern heue und emde, so kommt an solchen Tagen für das Familienleben so viel heraus, als wenn ich mit

ihnen zusammensäße und zu ihnen spräche: Jetzt wollen wir das Familienleben pflegen! Und so ist es der Fall bei sehr viel Menschen, bei der landwirthschaftlichen Bevölkerung durchgehends, gewiß auch bei mancher industriellen Beschäftigung. Daß auch das geistige und gemüthliche Leben durch die Arbeit gefördert wird und wir nicht besondere Geist- und Gemüthsstunden brauchen, sollte sich auch von selbst verstehen. Zehn Stunden, oder, Sonn- und Feiertage mit in Rechnung gebracht, ein Drittel seines Lebens darf man schon in seinen besten Jugend- und Mannesjahren auf die Berufsarbeit verwenden.

Daß die tausend Klafter auch in der ärmsten Gemeinde möglich werden, daß es überhaupt in manchem noch besser werde und wir obigem Ideal mehr und mehr näher kommen, dazu sind noch weitere Hülfen nöthig.

IX. Kapitel.

Die Auswanderung.

Es war ein herrliches Zusammentreffen — ich möchte es eine Eingebung des heiligen Geistes nennen — daß die Urner dachten: Wir haben große Korporationsgüter, über sie ist schon viel geredet und gestritten worden, sie sind eine der wichtigsten Angelegenheiten unsers Landes; wir wollen einmal aus dieser Sache vor unseren Miteidgenossen reden, — und daß die Centraldirektion der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft auf den Wunsch der vorjährigen Versammlung in Basel die Auswanderungsfrage zu einer endgültigen Beschlußnahme auf's Tapet brachte. Diese beiden Fragen gehören prächtig zu einander.

Der Tag, der für die Auswanderungsfrage bestimmt war, ging wo möglich noch schöner auf als der erste. Kanonendonner weckte die Schläfer; man verließ Altorf und wanderte zu Fuß oder zu Wagen nach Flüelen hinunter. Ein Dampfschiff, reich geschmückt mit den Farben und den Wappenschildern der einzelnen Kantone und des Bundes, nahm die Gesellschaft auf und führte sie über den Vierwaldstättersee an dem Axenberg und der Frohnalp, mit der neuen Axenstraße an ihrem Fuße, nach der Treib. Von da ging's hinauf nach dem Selisberg. Wunderschöne Aussicht! In der Tiefe der blaue See, ringsum gewaltige Bergriesen, schöne Thäler, Hütten und Dörfer, über allem die prächtige Sonne. Hier an diesem schönsten Orte des schweizerischen Vaterlandes sollte über Auswanderung aus demselben geredet werden. Seltsames Zusammentreffen! Eine Frage, die in einer Fabrikstadt, in einer engen Gasse, an einem trüben, regnerischen Tage behandelt zu werden am rechten Platz gewesen wäre, sollte im Herzen der Urschweiz, am prächtigsten Tage, im Angesicht des Vierwaldstättersee's und aller Berge, die ihn fern und nah umkränzen, dicht über dem Rütli, der Wiege der Schweiz, abgehandelt werden. Schon das, sollte man meinen, wäre genug gewesen, um das Ergebniß herbeizuführen, das dann wirklich herauskam. Indessen verhielt sich die Sache doch etwas anders. Alle, die da oben auf Selisberg in der hellen Kirche verhandelten, wußten es oder sollten es wenigstens wissen, daß es die Leute, um die es sich zunächst handle, nicht so gut haben wie sie, Mitglieder der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft, daß sie nicht Lustfahrten an den Vierwaldstättersee und in das Rütli zu den Freuden und Genüssen des geselligen Zusammenlebens machen können. Gleichwohl wurde das Auswanderungs-

projekt, wie es Herr Dr. Joos von Schaffhausen vorgeschlagen und das zunächst in Behandlung lag, abgewiesen und zwar mit Recht. Man erkannte allgemein die Auswanderung als eine Thatsache von der höchsten Bedeutung, und beauftragte auch die Direktion, die Frage gründlich zu prüfen, auf welche Weise die Auswanderer vor Betrug und Unbill geschützt werden könnten. Aber von der Auswanderung, wie sie Herr Joos anstrebte, wollte man nichts wissen. Die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft ist eine zu schwerfällige Maschinerie, als daß sie als solche mit der Kolonisation eines Stückes Land in den fernsten Weltgegenden sich abgeben könnte. Sie hat im Rütli nur einen Stall zu bauen, und Landleute versicherten mir dort, wenn ein Privat so bauen wollte, ginge er dabei tausendmal zu Grunde. Ueberdies hatte der Vertrag, den Herr Dr. Joos mit der Kostarikanischen Regierung geschlossen hatte, auch seine bedenklichen Seiten. Es hieß darin im ersten, dritten und neunten Artikel:

„Die Regierung von Kostarika schenkt der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft ein Stück Regierungsland von zehn Stunden Länge und zehn Stunden Breite an einer oder mehreren Oertlichkeiten, je nachdem sie die Regierung bezeichnen wird, seien sie noch so entfernt.“

„Es wird der genannten Gesellschaft die Befugniß eingeräumt, die ihr überlassenen Staatsländereien selbst zu wählen, unter der Bedingung, daß das Gewählte dann bloß zwei Dritttheile der im Artikel eins angegebenen Quantität betrage, und daß diese Wahl stattgefunden habe binnen zweier Jahre nach Annahme der Schenkung.“

„Gegenwärtige Schenkung wird erloschen sein, falls sich in zwanzig Jahren nicht wenigstens fünfhundert schwei-

zerische Familien auf dem eingeräumten Gebiet werden angesiedelt haben."

Die in geringerer Anzahl niedergelassenen Familien wären natürlich im Besitze der Ländereien geblieben, welche sie bebaut hätten, aber hätten der Regierung so viel zu zahlen gehabt als jeder andere Käufer von Regierungsland.

Hr. Dr. Joos hat mit seinem Projekt die Fabrikbevölkerung mächtig begeistert. Ein Stück Land, so groß wie der Aargau, geschenkt erhalten, während man bei Hause jeden Zoll Boden mit Gold aufwiegen muß, unter einem ewigen Frühling leben, wo man sonst an fünf und sechs Monate Winter gewohnt ist, ein kostarikanischer Bauer werden, statt eines geplagten Fabrikarbeiters, das leuchtete sehr vielen ein. Die Gesellschaft fand aber, abgesehen davon, daß sie nicht die geeignete Stelle sei, ein Kolonisationswerk von ihr aus direkt an die Hand zu nehmen, daß die Schenkung eines solchen Stückes Land unter solchen Umständen nicht viel auf sich habe. Das angetragene Stück Land sei wohl so groß als der Kanton Aargau; aber die bewässerten Wiesen und die durchforsteten Wälder und die Städte und Städtchen Aarau und Mellingen, Lenzburg und Brugg, stehen nicht bereit, daß die Fabrikarbeiter nur eines schönen Morgens einzuziehen brauchten. Da würde noch mancher Fabrikarbeiter sich wundern, wenn man ihm bei seiner Ankunft mit leerer Tasche sein Stück Moor oder Sumpf zumessen würde. Es wurde mit Recht bemerkt, daß diese Landschenkung so viel als werthlos sei, indem das Land erst durch den Anbau, wozu die Schweiz Arbeiter liefern sollte, so daß sie die schenkende und nicht die ein Geschenk empfangende, Werth bekommen würde. Herr Direktor Widmer von Zürich wunderte sich durchaus nicht, daß Kostarika oder ein anderer Kreolenstaat ein Stück Land

umsonst hergebe gegen die Verpflichtung, dasselbe in einer gewissen Frist in Kultur zu setzen. Herr Dr. Joos konnte nicht angeben, wo das geschenkte Land liege und wie es beschaffen sei, ob Sumpf oder Haide, Torfland oder Ackerland, Urwald oder was sonst. Das hieße doch wahrlich eine Katze im Sack kaufen, oder weil das Land geschenkt wäre, im Sacke geschenkt erhalten. Ich möchte aber auch keine Katze geschenkt im Sacke erhalten. Hoffentlich kommen die Fabrikarbeiter noch zu der Einsicht, daß Auswanderung überhaupt und das kostarikanische Projekt nicht ein und dasselbe sind, wie wir auch zwischen dem allgemeinen unleugbaren Eifer des Herrn Dr. Joos für Verbesserung des Looses der arbeitenden Klassen und seinem besondern Projekt einen Unterschied machen. Allgemein war man einverstanden, daß für die schweizerische Auswanderung, namentlich aus der Fabrikbevölkerung, die gerade nur Geld genug hat, um an Ort und Stelle, manchmal nur über das Meer zu gelangen, Nordamerika der geeignete Ort sei, Nordamerika, wo der Einzelne schnell in diesem oder jenem Fach Arbeit findet und dabei verweilen kann, bis er die Mittel erworben, weiter zu dringen, um, wenn er will, selbständiger Landbesitzer zu werden. Der ewige Frühling Kostarika's, der viele besticht, wurde in der Versammlung hervorgehoben, sei gerade das, was wir nicht ertragen, und daß einem Schweizer in den nordamerikanischen Freistaaten wohler sein sollte, als unter träger, bigotter, zur Herrschsucht geneigter, spanischer Bevölkerung, sollte sich auch von selbst verstehen.

Herr Direktor N. Riggenbach in Olten, der Kostarika aus eigener Anschauung kennt, sagt in seinem Berichte darüber zum Schluß: „Wer sein schönes Vaterland aus irgend einem Grunde verlassen will, dem rathe ich, nach

den Vereinigten Staaten zu gehen; von Kostarika rathe ich, so lange es keine Straßen oder Eisenbahnen hat, entschieden ab; es ist das Land der Träume und Nordamerika ist das Land der Zukunft, das Paradies der armen Leute.“ Und in einem Artikel der Schweizer. Auswanderungs-Zeitung heißt es: „In den Städten Kostarika's sind jetzt alle für das Land nützlichen und passenden Gewerbe durch eingewanderte Europäer, besonders Deutsche, hinreichend vertreten. Auch aus den gebildeten Ständen der Kaufleute, Aerzte, Apotheker u. s. w. haben wir hier Landsleute genug, sogar einen deutschen Advokaten. Nur die tüchtigen und fleißigen Landwirthe fehlen leider. Gerade für diese, wenn sie ein Kapital von mindestens dreitausend Thalern und Arbeitslust mitbringen, eignet sich Kostarika zur Ansiedlung vorzüglich, während es durchaus kein günstiges Kolonisationsland für den deutschen Proletarier ist.“

In Bezug auf die Anhandnahme der Auswanderungs-Angelegenheit ist wohl das Richtigste, wenn diejenigen, welche sich für die Auswanderung interessieren, sei's daß sie selber auszuwandern beabsichtigen oder andern Auswandernden helfen wollen, sich, wie vor ein paar Jahren der Anfang dazu gemacht wurde, zu einem Auswanderungsverein zusammen thun und durch Belehrung, Geld und andere Hülfsmittel die Sache fördern. Ob Einzelwanderung oder Kolonisation vorzuziehen sei, das zu entscheiden ist eine höchst überflüssige Sache. Es werden und sollen beide Systeme neben einander vorkommen. Wer Verwandte oder Bekannte in Amerika hat, die sich bereits wohl befinden, der wird ihnen nachziehen und sich an kein unsicheres Kolonisations-Unternehmen anschließen; wer dagegen niemand drinnen hat, kein besonderes Ziel sich

gesteckt, sondern nur auf gut Glück hin verreist, weil er durch das Verreisen zum mindesten daheim nichts verliert, der wird sich gern bei einem gemeinsamen Unternehmen betheiligen. Nur auf eine Organisation der Auswanderung möchte ich aufmerksam machen, die wir Protestanten weniger werden nachahmen können, weil dieser Trieb die eigene Kirche, die evangelische Konfession, zu verbreiten, bei uns nicht so stark ist, wie bei den Katholiken. Was aus der beabsichtigten Kolonie mit deutsch-protestantischer Kirchengemeinschaft unter dem Namen „Württemberg" in dem Staate West-Virginien, mit welcher dem deutschen Ansiedler ein kirchengenossenschaftlicher Halt geboten werden soll, werden wird, muß erst die Zukunft lehren. Ueber jenes Projekt sagt ein Artikel in den Basler Nachrichten vom 8. August 1867 folgendes:

„Bekanntlich ist die Bundesversammlung nun schon mehrere Sitzungen hindurch mit dieser Frage behelligt worden und wird es noch mehr werden, indem man zum Schutze der schweizerischen Auswanderer, resp. Einwanderer in Amerika, die Eidgenossenschaft in Anspruch nehmen will. Bis jetzt hat die Bundesversammlung streng an dem Prinzip festgehalten, daß die Auswanderungsfrage nicht Bundessache werden könne. Es ist nun gewiß interessant, da schon in der nächsten Sitzung der Bundesversammlung diese Frage wieder zur Behandlung kommen wird, zu sehen, wie dieselbe in Amerika als Einwanderungsfrage vom konfessionellen Standpunkt aus nach unserer Ansicht von einer so praktischen Seite angefaßt wird, daß die letztere auf unserm politischen Standpunkt unmöglich ganz ohne ebenfalls praktischen Werth sein kann und ein Wegweiser, diese Bundesschlange auf ihr Privatgebiet abzulenken. Wir ersuchen, vom konfessionellen Gebiet ganz abzusehen und

nur das praktische folgender Zeilen im Auge behalten zu wollen. Die „Schweizer. Kirchen-Zeitung“ veröffentlicht in ihrer letzten Nummer 31 vom 3. August folgendes über einen katholischen Einwanderungsverein, welcher auf der zwölften Generalversammlung des „deutschen römisch-katholischen Centralvereins“ in Pittsburg unterm 9., 10., 11. und 12. Juli zur Sprache kam und sofort gegründet wurde. Die Frage, welche dort behandelt wurde, war die: wie für frisch ankommende deutsche Einwanderer katholischer Konfession gesorgt werden könne. Ein Geistlicher, Namens Sorg, von Buffalo, stellte den Antrag zur Ernennung eines Komite's, dessen Aufgabe es sein soll: den frischen Einwanderern mit Rath und That an die Hand zu gehen, sie zu schützen und in Gegenden zu bringen, wo sie Zugang zu katholischen Kirchen und Schulen haben können, und zur Förderung dieses Zweckes mit den katholischen Vereinen Deutschlands in Verbindung zu treten. Nach eindringlicher Befürwortung des Antrages von den anwesenden Geistlichen, sowie von vielen andern Mitgliedern, besonders einem Herrn Bitter von Baltimore, wurde derselbe zum Beschluß erhoben. Die Schilderungen des Herrn Bitter über den trostlosen Zustand vieler Einwanderer in den Seehäfen machte einen tiefen Eindruck, und sofort wurde ein Komite niedergesetzt, dessen Mitglieder sich auf folgende Städte Nordamerika's vertheilen: Baltimore (genannter Herr Bitter), Pittsburg, Buffalo, Newark, Rochester, Syrakuse, Erie, Dunkirk, Albany, Cleveland, Columbus, Cincinnati, Milwaukee, St. Louis, Fort Wayne, San Francisko, Indianopolis, Newport, Egg Marbor City, Louisville, Fond du Lac, Doyton, New-Albany, La Crosse, und Detroit. Sofort nach der Schlußsitzung der Generalversammlung hielt das Einwanderer-

Komite Sitzung und organisirte sich. Die Beamten des Centralvereins sollen auch zugleich die Beamten des Einwanderer-Komite's bilden. Es wurde beschlossen, ein Cirkular an alle Bischöfe Deutschlands zu richten und in demselben ihnen die Namen des Vereinsvorstandes mitzutheilen, damit man sich an sie wenden könne. Ein Geistlicher, Pater Norbert Stoller, soll überdies noch diesen Sommer nach Deutschland geschickt werden, um diese Art Auswanderung persönlich zu organisiren. Weder in Amerika, noch in Europa soll irgendwelche Staatshülfe in Anspruch genommen werden. Die „Katholische Volkszeitung" in Baltimore sagt darüber: „Vorläufig wird man sich noch damit begnügen müssen, die Einwanderer durch guten Rath und Unterweisungen vor Prellereien zu schützen; ein anständiges Kosthaus zu besorgen, wo die Einwanderer billig logiren können und junge Leute nicht Gefahr laufen, um Glauben und Unschuld gebracht zu werden. Da die Komite-Mitglieder sich auf alle Staaten und größern Städte vertheilen, so kann jeder Agent die Einwanderer mit Empfehlungskarten versehen, und diese wissen somit bei der Ankunft, an wen sie sich zu wenden haben, um Auskunft zu verlangen, ohne Gefahr zu laufen geprellt zu werden. Dies ist natürlich vorerst nur ein Anfang, und der ist immer schwer; doch wird die Sache schon nützlich und segensreich werden und gleich dem Centralverein mit der Zeit auch an Ausdehnung gewinnen."

Wir wollen hier unberührt lassen, welche große konfessionelle Gewinnste man sich in Amerika von dieser gewaltigen Einwanderungsorganisation verspricht, so daß man jetzt schon die Generalversammlung in Pittsburg für eine der wichtigsten hält, sondern es war uns darum zu thun, auf diese Einwanderungsorganisation in Amerika selber aufmerksam zu machen, damit die schweizerischen Auswan-

derungs-Freunde und -Vereine überlegen, ob sie die Sorge für die Auswanderer nicht ebenfalls auf einem solchen Boden und auf solche Füße stellen könnten, gegen welche allerdings alle schweizerischen Konsuln in Amerika und auch zahlreiche vom Bunde neu aufzustellende schweizerische Auswanderungsagenten so viel als nichts sind. Der schweizerische Piusverein wird die Frage nächstens an die Hand nehmen, natürlich auch nur auf seinem konfessionellen Boden. Für schweizerische Katholiken dürfte also die Auswanderungsfrage wahrscheinlich einer raschern und sicherern Lösung entgegengehen, als mit jeder staatlichen Nachhülfe oder den Anstrengungen des schweizerischen Auswanderungsvereins. Ließen sich aber in Amerika überhaupt nicht Schweizer finden, welche über das ganze Land vertheilt und mit Land und Leuten vertraut sich zu einem ähnlichen Verein verbinden könnten mit Komites und Agenten in den Seehäfen und in der Schweiz? Möglicher Weise werden nächstens sowohl in Amerika die katholischen Pfarrer und Mönchsorden Einwanderungsagenten sein auf dem natürlichsten Wege, als die Geistlichen in Deutschland und der Schweiz die Auswanderungsagenten. Ganz konsequent wird auch die Ueberfahrt später in den Bereich der Thätigkeit dieser Auswanderungsorganisation fallen müssen. Man wird zugeben, daß die große und wichtige Frage der Auswanderung noch nirgends so praktisch angepackt worden ist, wie in dieser Organisation, wo die alte und die neue Welt sich zum gleichen und einzigen Zweck die Hand reichen, eine Hand mit so unzähligen Fingern. Uns hat diese gewaltige Organisation den Eindruck hinterlassen, daß jede staatliche Hülfe von Bundeswegen ohne die kräftigere Unterstützung von Amerika aus zu keinem Ziele führen wird. — So weit der Corresp. der Basl. Nachr.

Ich füge diesem nur noch bei, daß die einzige Basler Missionsgesellschaft an Hunderttausende hat, die sich mit kleinern und größern Gaben betheiligen und in dieser oder jener Stellung in ihr arbeiten. Im Jahre 1867 hat sie Fr. 858,870. 11 Rp. verausgabt, und diese Summe ungefähr kam schon seit mehreren Jahren vor und wird gewiß in Zukunft wieder vorkommen. Ich bin nicht gegen die Mission und rechne mir dieses Bekenntniß auch nicht als etwas Besonders an. Das sollte sich für jeden Christen und Geistlichen besonders zum Voraus verstehen, daß man auch für direkte Ausbreitung des Christenthums sei und nicht bloß für die indirekte durch Handel und Wandel, Kunst und Wissenschaft und den regen Verkehr, in den jetzt die Völker besonders durch die Eisenbahnen und andern Einrichtungen zu einander kommen. Aber das habe ich mir nie verhehlen können und kann es mir jetzt nicht, daß etwas zu gewaltthätig und erzwungen dabei verfahren wird. So direkt hat doch der Herr Jesus Niemanden auf der Straße angepackt: „Willst du nicht ein Christ werden?" Aus diesem Umstande, daß man es erzwingen will, wo die Verhältnisse auch gar nicht dazu angethan sind, folgt denn das Zweite, das mich auch immer gestoßen hat, der auch gar zu kleine Erfolg. Im Jahre 1866 gab es in Indien einen Zuwachs von 165 Seelen, in Afrika von 36, in China von 19, zusammen 220 Seelen. Neben diese 858,870 Franken gehalten, ergiebt sich doch auch gar kein Verhältniß. Ich will den Werth einer Menschenseele, die Bedeutung eines ächten Christen mitten in finster heidnischer Umgebung nicht nach Geld rechnen. Aber wünschen möchte ich sehr, daß das Verhältniß ein anderes wäre, daß auch in Zahlen ein etwas größerer Erfolg herauskäme. Es scheint mir da doch ein Fehler in der Mis-

sion selber zu liegen. Doch wollen wir das jetzt bei Seite lassen; ich meine nur, wenn etwas Aehnliches für die Auswanderung der armen Leute entstände, die nun einmal in unsern vielfach überfüllten und ungesunden Verhältnissen nicht mehr zu kuriren sind und sich selber nicht mehr zu helfen wissen, so könnte damit unendlich viel leibliches und geistiges Elend gehoben, viel ersterbender Glaube wieder angefacht, viel Christenthum in die Welt ausgebreitet werden; Auswanderer würden so die natürlichen Missionäre.

Aber man will die Auswanderung nicht unterstützen. Man glaubt zwar, daß es für diejenigen, welche aus ärmlichen, engen, beschränkten Verhältnissen heraus kommen, besser sei, wenn sie auswandern, dahin, wo wieder mehr Raum, wo der Mensch sich wieder natürlich entwickeln und entfalten kann; man glaubt, daß die Auswanderung für manchen, der in den alten heimathlichen Verhältnissen nicht mehr zu retten ist, ein wahres Bad der Wiedergeburt sei. Man sollte noch etwas hinzunehmen. Ich habe vor den Auswanderern auch Respekt, weil sie doch noch Muth zeigen. Wie viele hätten nicht einmal Muth genug um eine solche Reise anzutreten, aus den warmen wenn auch oft nur kuh- und brühwarmen heimeligen Verhältnissen sich auf's Meer hinaus zu begeben. Die Auswanderer haben wenigstens diesen Muth, und Muth ist immer etwas Gutes.

Wenn man nun das Alles auch glaubt, so will man die Auswanderung nicht unterstützen wegen der Zurückbleibenden. Die Auswanderer, hat man berechnet, nehmen durchschnittlich per Kopf Fr. 400 Vermögen mit und entziehen dem Lande ihre Arbeitskraft. Für die Zurückbleibenden werde es schlechter, das heißt doch wohl zunächst für die großen Industriellen und Gutsbesitzer, die viel und wohlfeile Arbeiter brauchen.

Was nun zuerst die großen Gutsbesitzer anbetrifft, so hätte ich für diese das geringste Erbarmen. Wenn sie ihre Güter wirklich besitzen, daß sie nicht mehr als sie werth sind, darauf schulden und dann freilich Noth genug haben, auch mit wohlfeilen Arbeitern den Zins herauszuschlagen, in welchem Fall sie aber keine reichen Gutsbesitzer sind, sondern arme Landspekulanten — wenn sie also ihre Güter wirklich besitzen, so sollen diese nur getrost höhere Löhne zahlen. Mit Grundbesitz ist man immer gut genug dran. Und wenn sie keine Arbeiter mehr finden, was sobald nicht geschehen wird, so hätten sie doch wenigstens noch das Land und könnten mit ihren Familien selber darauf arbeiten und sich selber schaffen, was zum Leben nöthig ist.

Anders ist es mit den großen Industriellen. Ohne Arbeiter bliebe diesen nichts als die großen leeren Gebäude und die nutzlosen Maschinerien. Auch hängen an der Industrie nicht bloß eine Anzahl Taglöhner, sondern eine ganze Masse des verschiedensten Volkes ist mit ihr verbunden. Nehmen wir z. B. das Glarnerland, in dem der dritte Theil der Bevölkerung direkt in den Fabriken beschäftigt ist. Da sagen die Industriellen mit Recht: Wenn in unserm Lande die Industrie schlecht geht oder nicht mehr geht, da leiden nicht bloß die 10,000, welche direkt in den Fabriken ihr Brod finden, sondern die Leute der meisten andern Berufsarten leiden mit. Die Metzger, Bäcker, Krämer, Wirthe, Kleinhändler können nicht mehr so viel absetzen; die kleinen und großen Bauern ziehen aus ihren Produkten nicht mehr den gleichen hohen Preis; die Fuhrleute sind weniger beschäftigt, eine Menge Knechte und Mägde braucht man weniger, ja bis hinauf zu den Beschäftigungen in der Kirche und Schule wird man den nachtheiligen

Einfluß verspüren, indem Schule, Kirche und Armenwesen an den Industriellen in der Regel große Freunde und Förderer besitzen. Nun gehen die Industriellen einen Schritt weiter und sagen: unsere Industrie besteht und blüht nur, wenn wir wohlfeile Arbeiter haben; ohne sie halten wir die Konkurrenz mit andern Ländern, die sich in günstigern Verhältnissen befinden, nicht aus. Macht ihr durch die Auswanderung die Arbeiter rarer und damit theurer, so fängt unsere Industrie und alles, was an ihr hängt, an zu hinken. Wir werden also die Auswanderung nicht unterstützen, und ihr Bäcker, Metzger, Krämer, Wirthe, Fuhrleute und alle, die von der Industrie her etwas genießt, ihr werdet sie, d. h. die Auswanderung der einfachen Arbeiter, auch nicht unterstützen, wenn ihr vernünftig seid, d. h. wenn, wie es wahr ist, und hier einmal offen anerkannt wird, überall die Interessen die Welt regieren und nicht die Humanität und das sogenannte Opferbringen, wobei dann freilich auch die Unterstützung der Mission von ihrer Christlichkeit viel verlieren würde, indem man da nur etwas unterstützte, das einem in seinen Interessen nicht schadet; im Gegentheil vielleicht später noch dem Handel nützte.

Ueber jenen Satz der Industriellen bemerkte ich Folgendes: Wenn nur aus dem Glarnerlande Arbeiter auswanderten, ohne daß frische Kräfte aus andern Gegenden herbei kämen, und aus andern Ländern nicht, und die Arbeitslöhne nur im Glarnerland steigen müßten, so könnte es allerdings mit der Glarnerischen Industrie schief gehen. Aber wenn in andern industriellen Ländern, in England, Deutschland und Frankreich auch Arbeiter auswandern und die Löhne dadurch überall steigen, so wird das der Glarnerischen Industrie nichts schaden, sie steht dann wie-

der wo heute, gleich gut und gleich schlecht mit den andern Ländern. Nur wir Konsumenten haben dann etwas mehr für die Waare zu bezahlen; aber das dürfen wir. Können wir dann nicht mehr so viel anschaffen, so wird einige allseitige Einschränkung auch nicht vom Uebel sein. Zweitens: Wenn auch viel Arbeiter auswandern, wird deßwegen die Industrie doch nicht lahm gelegt. Eine geregelte Auswanderung entvölkert ein Land nicht, man erzeugt wieder frisches Volk; es giebt wieder Arbeiter. Es giebt auch sonst wieder Arbeiter. Wenn höhere Löhne bezahlt werden — und wir nehmen an, dieß geschehe in allen Ländern, weil man überall, wo es überfüllt ist, auswandern wird, so lange noch leerer Platz in der Welt ist —, so wird sich mancher der Industrie zuwenden, der es jetzt nicht thut. Ein Handwerker, der jetzt ohne einen Fetzen Gesellen arbeitet, allerhand Werkzeug, eine eigene Werkstatt halten muß, viel Köntli an arme Leute ausstellt und wenig Bezahlung bekommt, ein Wirth, der kaum erlöst, was ihn die leeren Gütterli kosten und dem der Wein im Fäßchen mehr eintrocknet als zum Hahnen hinausgelassen werden kann, ein armer Vögelimann, der den ganzen Tag unter der Ladenthür steht, ob er einen armen Vorbeigehenden erwische, oder den Leuten seine Pfundpäckchen in die Häuser nachträgt, die werden doch, wenn sie irgend Vernunft haben und statt Gott die Zeit abzustehlen es als Christenpflicht erkennen, etwas Nützliches zu produziren, die werden sich der Fabrikindustrie zuwenden, werden Schreiber-, Aufseher- oder von den bessern einfachen Arbeiterposten suchen. Drittens: Wenn die Löhne steigen und die zurückbleibenden Arbeiter es auch in andern Beziehungen besser haben, so leisten weniger tüchtige Arbeiter so viel oder mehr als eine größere Zahl in jeder Beziehung schwächere Arbeiter.

Viertens: Die Fabrikanten selber vervollkommnen immer mehr ihre Einrichtungen, die Wasserkräfte werden immer besser ausgebeutet, immer mehr tritt die Maschine an die Stelle der Menschenhand, die Maschiene leistet immer mehr, so daß man mit immer weniger Arbeitern ausreicht. Haben da im Vorgefühl dieser kommenden Dinge die Arbeiter nicht Recht, daß sie zu Zeiten daran denken, eine Brücke zu schlagen nach einem andern Beruf, nach einem andern Land? Fünftens: Ihr Fabrikanten klagt selber, daß die Ueberproduktion gegenwärtig der böseste Schaden in Handel und Industrie sei. Wollt Ihr gleichwohl mit Gewalt alles zurückbehalten, alle Arbeiter, damit Ihr beide Theile zu immer größerer Ueberproduktion gedrängt werdet, damit wir alle in einander und alle in der Waare ersticken? Laßt lieber eine Anzahl Arbeiter ziehen und geht etliche mit ihnen! Unterstützt die Auswanderung schon aus Interesse, wenn Ihr's nicht thun wollt als Christen. Die Auswanderung ist etwas Gutes auch für die Zurückbleibenden.

Die Auswanderung ist etwas Gutes auch für die Zurückbleibenden. Für die Arbeiter haben wir es schon gezeigt. Drum möchte ich auch keinen Arbeitern rathen zu sogenannten Strikes, Arbeitseinstellungen, wie sie in England vorkommen und jüngst auch nach der Schweiz, zwar nur in eine Ecke verpflanzt werden wollten und zu denen die Arbeiter natürlich berechtigt sind, wenn sie keine Gewaltsmaßregeln gegen andere anwenden, wie ein jeder über seinen Besitz, über seine Arbeit Meister ist, sie herzugeben oder nicht. Diese schlagen immer nur zum Nachtheil der Arbeiter aus. Im Jahre 1853 feierten in Preston etwa 17,000 Spinnereiarbeiter 9½ Monate lang; aber konnten trotz der ungeheuren Opfer, die sie sich auferlegt hatten,

nichts erreichen, sondern mußten unter den frühern Bedingungen zu der Arbeit zurückkehren, weil die Fabrikanten trotz der auch von ihnen erlittenen Verluste vieler Millionen den Kampf noch länger aushalten konnten. Der Ausgang der meisten Arbeitseinstellungen ist ein ähnlicher gewesen, wenn auch in besonders günstigen Geschäftsperioden manche Versuche der Arbeiter durch rasches Nachgeben der Unternehmer gelungen sind. Aber auch da, wo die Arbeiter für den Augenblick siegten, weil die Unternehmer durch große vertragsmäßige Lieferungen gebunden waren, pflegte doch gewöhnlich später Vergeltung geübt zu werden, entweder durch Herabsetzung des Lohnes oder durch rechtzeitige Herbeiziehung billigerer Arbeitskräfte von auswärts oder durch Ersatz der Handarbeit mit Hülfe von Maschinen. Die Unmöglichkeit, lange ohne Verdienst zu leben, die Ungewohnheit, sich rasch in andere Länder und Sitten zu finden, und die Art der Arbeit stehen gar manchem Arbeiter, wenn er seinen gewohnten Arbeitgeber verlassen hat und einen neuen aufsuchen soll, als große Hindernisse im Weg. Daß es dann für die Volkswirthschaft im Ganzen auf alle Fälle beklagenswerth bleibt, wenn Produktivkräfte, sowohl Arbeits- wie Kapitalkräfte, lange Zeit feiern müssen, versteht sich wohl von selbst. Der einzige Strike in den Kohlengruben von Süd-derbyshire, welcher ein volles Jahr andauerte und erst vor Kurzem beigelegt wurde und auch ohne Resultat, zeigte nur an Arbeitslöhnen einen Ausfall von 25,000 Pfd. St. Besser, wenn man nicht auswandern kann oder will, ist es, wie eine Arbeiterversammlung in Nottingham es in diesem Jahr beschlossen hat und ausführt, freundschaftliche Besprechungen zwischen den Arbeitsgebern und Abgeordneten der Arbeiter zu veranstalten. Die Fabri-

kanten und Arbeiter in den Töpfereien von Staffordshire haben auch ein Versöhnungs- und Schiedsgericht für die in ihrem Gewerke entstehenden Zwistigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern eingesetzt. Dasselbe wird von 10 Fabrikanten und 10 Arbeitern gebildet. Arbeitseinstellungen erreichen außer in besondern Fällen nur dann etwas, wenn ein Zug zur Besserung der Löhne schon vorher vorhanden war; ist dieser nicht vorhanden, so richten sie nichts aus.

Die Arbeiterlöhne gehen nur durch die Auswanderung in die Höhe; nur wenn die Arbeiter rarer werden, werden sie besser bezahlt. Das ist in der ganzen Welt und in allen Verhältnissen so; da geht es in den idealen Lebensgebieten nicht anders, Lehrer und Pfarrer werden nur dann besser bezahlt, wenn nicht genug an allen Zäunen stehen. Ich möchte daraus den Fabrikherren nicht den mindesten besondern Vorwurf machen; das machen alle Leute so, die Lehrer und die Pfarrer selber mit ihren Angestellten und Arbeitern. Konsumvereine, Speiseanstalten, die Norwegische Küche und alles, was der Arbeiter zur Ersparung und Besserstellung noch anwenden mag, wird die Löhne nicht hinauftreiben. Das kann, wie Lassalle richtig bemerkt hat, gerade dazu dienen, daß die Löhne herunter gehen, wenn nämlich eine beliebige Masse von Arbeitern zur Verfügung steht. Weil er es jetzt sonst „gut gmachet", viel besser gmachet als früher, kann man ihm schon den Lohn etwas verkürzen, oder braucht ihn wenigstens nicht zu erhöhen. Und das machen wieder nicht die Fabrikanten allein so. Wenn ein Lehrer auch in einer der Schule ganz unschädlichen Weise neben seinem Schullohn noch etwas erwirbt, dieß und das auf vortheilhafte sparsame Weise einrichtet; wenn ein Pfarrer sich ähnlich müht, so denken allerchrist-

lichste Gemeinden: er gmachet's; wir wären doch rechte Thoren, wenn wir ihm mehr gäben. Rarer muß alles werden, wenn es bessern Lohn bekommen soll.

Die Auswanderung ist für die Zurückbleibenden auch aus andern Ständen etwas Gutes. Ich denke, die Wirthe und Vögeler, die halbe Tage unter den Thüren stehen, würden es nicht zürnen, wenn ein hübscher Theil aus ihrer Mitte auswanderten, und die hätten weit mehr Verpflichtung dazu, der menschlichen Gesellschaft gegenüber, als fleißige Arbeiter, die etwas Nützliches produziren. Und die Bauern? Ein Vater hat ein schönes Heimathgut und eine ordentliche Zahl von Söhnen und Töchtern. Er kann sich mit seiner Haushaltung gut durchbringen. Aber wenn wieder jeder Sohn heirathen und jede Tochter einen Tochtermann will, da kommt er schon in's Gedränge. Da kann er sein Gut einem lassen und die andern müssen sehen, wo sie unterkommen, oder er muß es zerstückeln. Dann können sie jeder auf einem theuren Stückchen Boden Zeitlebens schmalbarten. Ist es da nicht besser, die vielen Söhne wandern aus. Dann kann sich der Zurückbleibende wieder verthun, heirathen und wieder wie der Vater eine zahlreiche Familie in die Welt stellen und die in Amerika können es genau so machen, während sie daheim hätten ledig bleiben können und da und dort verstohlen ein uneheliches Kind erzeugen, wie's an manchen Orten der Welt vorkommt, wo nur ein Sohn das Heimathgut bekommt und keine Industrie vorhanden ist, darin die andern eine angemessene Beschäftigung finden. Ein Mstr. Asa Mercer führte im Jahre 1865 400 Mädchen auf einem Auswanderungsschiff aus dem Staate Maine von New-York aus nach Washington Territory (Nordwestliche Küste Amerika's). Er engagirte sie als Lehrerinnen und Näthe-

rinnen. In Washington Territory fehlte es nämlich an Frauen, 9 Männer gab es auf eine Frau. Das war ein prächtiger Gedanke! Das sind vernünftige Menschen. In unserm Europa in so vielen Städten sucht man alle Armuth auf und schüttet in diesen unermeßlichen Schlund immer unermeßlichere Summen. Man giebt ungeheure Summen aus für Bewachung und Versorgung der Tausende von Müssiggängern, jungem und altem verkommenem Volk. Schelmen und Vagabunden verbittet sich Amerika. Aber es treiben sich in den Städten ganze Schaaren junger Leute herum, die noch nicht ganz verdorben sind, die noch zurechtzubringen wären, Tausende sind Vagabunden, die es sofort nicht mehr wären, wenn man sie in eine bessere Lage zu Arbeit und Beschäftigung bringen könnte. Wenn man in den Städten solches Volk zusammentriebe und Schiffe voll fortlieferte, wäre das ein besseres und gescheidteres Werk als hier Zeit und Geld in immer größerm Maße an nicht zu verbessernde Umstände verschleudern.

Die Auswanderung ist für die Zurückbleibenden überhaupt etwas Gutes. Sie ist was das Aushauen eines Waldes, das Ausschneiden eines Baumes. Wenn der Wald gelichtet wird, schießen die übrigen Bäume kräftiger auf; wenn der Baum von den zu vielen Aesten befreit wird, wächst er schöner, werden die übrigbleibenden Aeste kräftiger. Wer zurück bleibt, bekommt mehr Lohn, kann sich besser nähren und kleiden, besser wohnen; es giebt mehr Raum. Die Auswanderer nehmen scheint's 400 Fr. per Kopf mit. Ja das thun sie. Aber sie nehmen keinen Fuß breit Boden mit, und der ist doch der wahre Reichthum. Sie nehmen keine Nahrungsmittel mit; höchstens ein paar Pfund dürre Aepfelstückli und etwas geräuchertes Fleisch. Aber Arbeitskraft? Arbeitskraft giebt's wieder; man er-

zeugt wieder Kinder. Es ist eine leere Furcht, wenn man meint, die Auswanderung entvölkere ein Land. Ich komme hier auf einen Punkt, vor dem mir fürchtet, ich werde wahrscheinlich von meinem Gesagten wieder viel umstürzen, und da wird man mir wieder Widersprüche und Mangel an Logik vorwerfen. Aber Logik hin und Logik her, ich muß sagen, was mir als Wahrheit erscheint, und wenn ich am Ende in einen großen Wirrwarr hineingerathe. Man soll dann herausnehmen, was gut ist. Die Auswanderung bevölkert ein Land! Frankreich wandert nicht aus, aber es vermehrt sich auch nicht. Deutschland wandert aus und ist die fruchtbarste Nation. Nach dem Nationalökonomen Horn vermehrt sich die Bevölkerung durchschnittlich alljährlich

im Königreich Sachsen	um	15,500
in England	„	14,100
„ Preußen	„	13,900
„ Großbritannien und Irland	„	12,600
„ Dänemark	„	11,100
„ Holland	„	8,700
„ Frankreich	„	4,200

auf eine Million Einwohner. Die Gesammtbevölkerung der Ver. Staaten für das Jahr 1868 auf 35 Millionen geschätzt, besteht diese Bevölkerung der Abstammung nach aus 15 Millionen Irländern, Schotten und Engländern, 10 Millionen Deutschen, Skandinaviern und Holländern, 5 Millionen Spaniern, Franzosen, überhaupt romanischen Völkern, 4 Millionen Afrikanern und 1 Million eingeborenen nordamerikanischen Indianern, Südamerikanern u. s. w. Das sollte doch jedem Furchtsamen den Staar stechen. Die Auswanderung vermehrt die Bevölkerung, d. h. sie macht, daß in jeder Richtung etwas geschieht,

sie macht einen kräftigern Stoffwechsel, und das ist beim Einzelnen und bei einem Volke gut.

Der radikale preußische Abgeordnete Oberlandesgerichts-Vizepräsident von Kirchmann löst in einem Vortrage die soziale Frage anders. Er sagt: die Noth besteht darin, daß zu viel Arbeitskräfte und zu wenig Kapital da ist. Man lasse weniger Arbeitskräfte werden, so wird das Kapital reicher und billiger werden: jeder Arbeiter entschließe sich demnach, nicht mehr als zwei Kinder zu haben.

Nein, Herr Oberlandesgerichts-Vizepräsident von Kirchmann! Wenn einmal die Erde gefüllt ist, daß kein Winkelchen mehr übrig bleibt, wenn die Sahara bewässert ist wie der Aargau und alle Steine auf den Schweizeralpen zusammen gelesen und zu Kalk und Dung verbrannt sind, und alle Abhänge mit dem Rechen gesäubert, alle Flüsse eingedämmt und keine Hand voll des nützlichen Schlammes mehr unnütz den Amazonenstrom hinunter in's Meer läuft, dann wollen wir daran denken, nur noch zwei Kinder zu erzeugen, d. h. ein paar mehr dürften es schon sein, auf Rechnung der allerhand Ausfälle; aber bis dahin wollen wir fruchtbar sein und uns vermehren.

Eine geschickte Meinung wider die Auswanderung ist auch die vielfach gehörte: Man solle zuerst die Straßenborde und Eisenbahnabschnitte und das fünfkantönige Moos und noch manche Gegend in Graubünden kultiviren und dann erst auswandern. Nur Schade, daß Niemand diese Straßenborde und Eisenbahnabschnitte zusammensetzt und schöne Güter daraus macht. Und was das fünfkantönige Moos anbetrifft und manche Gegend in Graubünden, wo sie aus Mangel an Holz mit Schafmist feuern müssen, ist das gut, andern rathen. Zuerst greift jeder, auch der beste Mensch, wenn es ihm nicht an Verstand und

Geschick fehlt, unter den gleichen Umständen nach dem Besten. Erst wenn die fetten Weiden besetzt sind, macht man sich an die magern. Das machten die Juden so mit dem Weine an ihren Hochzeiten; als natürliche naive Menschen tranken sie zuerst den besten Wein, und erst wenn dieser zu Ende war, geriethen sie hinter den schlechtern. Die Menschen sind wie das Wasser. Das wartet auch nicht bis in einem Lande alle Höhen ausgefüllt sind; es läuft schnell der Ebene und den Tiefen zu, seien diese auch noch so entfernt; erst wenn es keinen tiefen Ort mehr giebt, steigt es gleichmäßig in die Höhe. Nicht in der Schweiz, aber in manchem europäischen Lande, wo stehende Heere so manche tüchtige Arbeitskraft den Familien und der Produktion entziehen, wo stehende Heere die Freiheitsbestrebungen der Völker darnieder halten, wo man in Bezug auf Krieg und Frieden von keinem Tag auf den andern sicher ist, im großen politischen Leben von der Hand in den Mund lebt, Handel und Wandel von der Laune, von elenden Zufälligkeiten einzelner Menschen abhängen, so daß die Frankfurter Zeitung vom 24. August dieses Jahres schreiben konnte: „Die Börse eröffnete in Folge des „Constitutionnel"-Artikels in sehr fester Stimmung, ermattete jedoch etwas auf die Nachricht von dem Sturze des Grafen Bismarck, und schließt wieder fester auf das Gerücht einer Betheiligung der östreichischen Kreditanstalt an dem italienischen Tabaksgeschäft" — wahrlich, da kann man mit Platen rufen:

„Segle westwärts, sonne dich am Lichte,
Wo die Freiheit, neue Hoffnung winkt;
Denn nach Westen flieht die Weltgeschichte,
Weil Europa hinter ihr versinkt."

X. Kapitel.

Im Rütli.

Es thut wohl, nach solchen Betrachtungen in's Rütli zu fliehen, an das stille Gelände am See, zu dieser Wiege der schweizerischen und weiß Gott und will's Gott in Zukunft noch mancher anderen europäischen und nichteuropäischen Freiheit.

Nachdem man auf Selisberg in der hellen freundlichen Kirche über die Auswanderung gesprochen, angeregt durch ein treffliches Referat des Hrn. Pfarrer Spyri von Zürich, ging man in das Gasthaus Marienberg zum gemeinsamen Essen. Da ging es nun gerade so zu wie bei allen dergleichen Anlässen, nur daß der prächtige Ort hier oben und die reine frische Bergluft, die man da einathmete, noch alles fröhlicher und heiterer stimmte. Von den vielen Trinksprüchen, die da gehalten wurden, hebe ich zwar keinen hervor, dagegen einen vom Tag vorher vom kleinen Korporationsgüterreferenten Lusser.

„Gestattet mir, ihr Herrä, doch,
Zu bringä au äs Läbi-Hoch,
Doch nit gar hefli, ehnder ruch,
Und chieditsch*), wie's bi is der Bruch.

Wo's einisch vor viel Jahr und Zit
Im Ditschland ußä gä het Strit,
Sind g'flochä vil mit Wib und Veh
I ißer Bärg am große See.

---

*) In Uri bezeichnet man den Landesdialekt häufig durch das Wort „kuhdeutsch“.

Da händ si dä in ärnster Stund
Verabredt ihrä Friheitsbund;
Zum Zeichä, daß äs Aerisch*) gilt,
Hent's gmahlt ä Stier i Wappäschild.

Druf hent's viel Jahr im Stillä g'läbt,
Hent nit nach Ruhm und Richthum g'sträbt,
Hent Kieli**) g'mulchä, g'fischt und g'jagt,
Und niemerd het si z'plagä g'wagt.

Wie's speter cho isch, ist bikannt,
Wie Vögt g'schickt wordä sind in's Land
Und wie si mit nä g'fahrä sind.
Denn d' Urner hend ä Stierägrind.

Druf wisset är, wie's cho sind wild
Der Ritter vil mit Spieß und Schild,
Doch „d'Länder" hent's glich g'nu bim Schopf,
Si hent halt all ä hertä Chopf!

Und wie's due b'riehmter wordä sind,
Hent's überchо vil niwi Frind,
Sie hent si g'haltä ehrävoll,
Vum Platz sind's gwichä nit ä Zoll.

Und durä g'setzt hent's lestig***) vil
I mängem blut'ge Waffäspiel;
Wenn's einisch unterlägä sind,
Hent's d's Läbä gla, doch nie de Grind.

Doch einisch, wo bi Nanzy d'Schlacht
Der Burgunder Hochmueth z'nittä g'macht,

---

*) Ernst. **) Kühe. ***) sehr.

Het's währli ob der schenä Bit*)
Nu abgsetzt gar ä wüestä Strit.

Do het nit nur der Urner-Ma,
Nei, all hent due fri**) z'Chepfli gha;
Doch het dr Bruder Chlaus nu gschwind
Gwißt z'brächä ihrä Stierägrind.

Drum denket mir zue jeder Zit
A sini Wort, wenn's gä will Strit:
„Sind Brieder! gägä nand wie Schaf,
Doch chund ä Find, de stächet brav!"

I chennt nu viel, das haut und sticht,
Verzellä us dr Schwyzergschicht,
Doch wißt Ihr alls, Ihr sind gar gschit,
Drum nur nu eis us iserer Zit.

Ae! machet statt ä niwä Bund,
Daß ds Dampfroß zue nis innä chund,
Dr Gottert, zwar ä hertä Chnopf,
Mueß nah gä doch dem Urner-Chopf.

Der Urner-Rath ist längst bikannt:
„Aes Loch mieß si für ds Schwyzerland!"
Drum will mä bohrä iez das Loch,
So g'herts dem Urnerländli doch.

Mier öffnet gärä Bärg und Land
Und bitheb jedem frindli d'Hand,
Doch chund de eppä gar dr Find,
So zeigä mer där Stierägrind!

*) Beute. **) stark.

Doch isch mä mit dm Stier au fri
Und chräzlet im dr Tschug ä chli,
So lad är mängisch au si Chopf,
Und wird, weiß wie, nä frinä Tropf!

Und fiehrt män ä uf d'Senntä=Weid,
So mehret är die Fruchtbarkeit.
Drum mecht i b'hauptä, mit Verlaubt!
Au är isch äs gmeinnüzigs Haupt.

Drum bringi iez, Ihr liebä Frind,
Mis Läbi=Hoch dem Stierägrind!"

Nach dem Essen stieg man hinunter in's Rütli. Da wurden noch ein paar schöne Stunden verlebt. Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe traten einem an diesem Ort recht vor die Seele. Die Freiheit haben unsere Väter an diesem Orte gegründet. Die Gleichheit vor dem Gesetz kam nach und nach auch hinzu; aber die Gesetze selber können nach und nach eine Ursache der Ungleichheit werden. „Die große Ungleichheit in der Vertheilung materieller Güter, die damit verbundene Ungleichheit in der Lebensstellung der verschiedenen Gesellschaftsklassen, ist keineswegs eine bloße Folge der verschiedenen Naturbegabung der Menschen; die Umgestaltung aller Verkehrs= und Erwerbsverhältnisse in neuerer Zeit, die Satzungen und Einrichtungen des Staates, die mit den sozialen Wandlungen nicht immer Schritt hielten, haben das Ihrige zu jener Ungleichheit beigetragen." *) In Uri treibt der Begüterte schweres Vieh auf die Allmeinde, der Arme mäht mit einer Sichel etwas mageres Gras an einem schroffen Abhange.

*) Jakoby aus Königsberg.

Brüderlichkeit, Bruderliebe, wie wehst du einem entgegen, wenn man dich betritt, stilles heiliges Rütli, da die Väter zusammen standen alle für einen und einer für alle. Brüderlichkeit, Bruderliebe, wo seid ihr jetzt, zwischen diesen so verschiedenen Klassen eines und desselben Volkes? Ja wo könnt ihr sein, wenn man euch, wo ihr euch noch einstellt, verdrängen will, wenn man an die Stelle der Bruderliebe tausend Klafter Pflanzboden setzen will, wenn man durch Gesetze regeln will, was die Liebe ohne Gesetze, vor dem Gesetz tausendmal besser macht?

Nein, ich will nicht an die Stelle des idealen französischen Dreiklanges: Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe setzen: Freiheit, Gleichheit und tausend Klafter Boden; ich will das Christenthum mit seiner die Welt überwindenden Liebe nicht vertauschen gegen staatliche Gesetze; ich will die Religion nicht verscheuchen. Aber hat es nicht in Stanz am frühen Morgen mit der großen Glocke geläutet? Sind nicht eine ganze Kirche voll zum Gottesdienst gekommen, bevor sie an ihr Tagwerk ausgingen? Und Stanz hat mehr als tausend Klafter Pflanzboden. Nein, ich schließe die Religion so wenig aus, daß ich vielmehr meinen Kommunismus auf die heilige Schrift gründe. Im Alten Testamente (3. Mos. 25) spricht Gott zu seinem Volke: „Ihr sollt das Land nicht verkaufen ewiglich; denn das Land ist mein, und ihr seid Fremdlinge und Gäste vor mir.“ Das Land gehörte Gott; das Volk konnte es durch das Loos gleichmäßig unter alle Familien vertheilen. Verkaufte eine Familie oder mußte sie verkaufen ihren Antheil an dem Land, nach zehn, zwanzig oder mehr Jahren, so kam sie im Hall- oder Jubeljahr wieder zu ihrem Land. Alle fünfzig Jahre nämlich, d. h. nach 7 mal 7 Jahren war das Halljahr, so genannt, weil sein Eintritt von den Leviten mit

lautem Posaunenschall und vom Volke mit erwiedernden Jubelruf angekündigt wurde. Da fiel alles Land, und von den Dörfern, da keine Mauern, galt es auch von den Häusern, die auf dem betreffenden Land standen — wieder an den zurück, der es ursprünglich besessen, aber nachher verkauft hatte, oder an dessen Erben, „damit jedem gebornen Vollbürger, welcher sein Hauserbe und damit auch seinen Geschlechts- und Stammverband verloren, auf's neue die Fähigkeit zu einem arbeitsamen, aber selbständigen und ehrbaren Leben dargeboten, die Zucht und Ehre der Häuser und Stämme erhalten und die gute Ordnung des Ganzen neu gestützt würde." So konnte man also nicht das Land selber kaufen oder verkaufen, sondern nur den Ertrag an Früchten während der vierzig, dreißig oder zehn Jahre, die's bis zum nächsten Halljahr noch dauerte. Damit wurde zweierlei vermieden: keine Familie konnte auf die Dauer verarmen, denn im Jubeljahr kam sie wieder zu ihrem Besitz, und keine Familie konnte übermäßig reich werden, denn das Zusammenkaufen von Land hatte keinen großen Reiz, auf jeden Fall nicht den heutigen Reiz, weil man im Halljahr doch alles wieder an den ersten Besitzer zurückstellen mußte. Höchstens konnte man die Erndten von so und so viel Jahren, die's bis zum nächsten Halljahr noch währte, verkaufen. Aber die damaligen Juden waren noch keine Kornwucherer und wie die Holztheile in christlichen Gemeinden von einzelnen Händlern zusammengekauft werden, geschah es wohl damals mit den Palmen nicht, in deren Schatten ein Israelit ohne Falsch seine Mittagsruhe hielt.

Im Neuen Testament ist vollends bei den ersten Christen ein Kommunismus, an dem gar nichts zu wünschen übrig bleibt. „Keiner sagte von seinen Gütern, daß sie

sein wären, sondern es war ihnen alles gemein. Es war auch keiner unter ihnen, der Mangel hatte; denn wie viele ihrer waren, die da Aecker oder Häuser hatten, verkauften sie dieselben und brachten das Geld zu der Apostel Füßen, und man gab einem Jeglichen, was ihm Noth war." (Apostelgesch. 4, 32—35.) Wenn das nicht der reinste Kommunismus ist, so weiß ich nicht mehr, was Kommunismus ist. Aengstliche Leute, die Furcht haben, man werde nächstens theilen, wollen das wegdeuteln; aber es geht in Gottes Namen nicht. Ihr braucht aber keine Furcht zu haben. Dieser Kommunismus des Neuen Testamentes hielt sich nicht lange; das war möglich, so lange die Gemeinde noch klein war und in der ersten Begeisterung. Begeisterung ist aber ein schöner Rausch, der nicht zu lange anhält und nüchternen und festern Dingen Platz machen muß. Ich will auch nicht die Einrichtung des Alten Testamentes zurückrufen; das geht bei uns und heute auch nicht mehr. Ja schon im Alten Testament selber war nicht alles in der Wirklichkeit so wie es auf dem Papier oder damals Pergament oder wo sonst stand, wie schon aus der Klage der Propheten über die Häufung des Grundbesitzes in der Hand einiger Wenigen hervorgeht. Darum gedenkt auch das Deuteronomium (das 5. Buch Mos.) nicht weiter des Jubeljahrs, sondern gebietet nur, daß man am Ende von 7 Jahren (im Sabbatjahr) Erlaß übe, d. h. daß jeder Schuldherr das seinem Nächsten (einem Israeliten) gemachte Darlehn erlasse; fügt aber zugleich, um den übeln Folgen des Gebots vorzubeugen, hinzu: „Habe Acht auf dich, daß nicht in deinem Herzen der nichtswürdige Gedanke sei: Es nahet das siebente Jahr, das Erlaßjahr, und du mißgünstig seiest deinem Bruder und ihm nichts gebest." (15, 9.) Was ich will und was für unsere Zeit paßt und in ihr möglich

ist, das ist die Allmeinde, je nach den Gemeinden, Ländern und Verhältnissen ein entsprechendes Stück Land für jede Familie, neben welcher Allmeinde der Privatbesitz, der Privatfleiß, das Privatschöne, das Privatglück auch noch Raum haben. Was ich sagen will, ist das: Arbeiter, arme Leute, kleine Leute, wir alle, die wir nicht große Herren sind, wir wollen fest am Judenthum und am Christenthum halten. Laßt die Reichen, die es wollen, mit den Griechen halten. Bei den Griechen führten allerdings viele ein Leben, gegen das wir viele nur ein Theil-, nur ein Stückleben führen; aber die Hunderte thaten das auf Kosten von Tausenden von Sklaven. Wir wollen es mit dem Judenthum, aber mehr noch mit dem Christenthum halten. Ich erinnere nur an Eines. Von den Heiden reden wir nicht. Bei den Türken, deren Religion doch noch einige Aehnlichkeit mit unserer Religion hat, indem sie an Einen Gott und an ein ewiges Leben glauben, herrscht die Vielweiberei. Der Reiche kann sich so viel Weiber nehmen, als er will, kurz jeder so viel, als er erhalten kann. Bei den Juden, die uns schon viel näher verwandt sind, kommen auch noch Dinge vor, die wir nicht billigen können, ja die Einehe ist heute noch nicht bei allen Juden z. B. in Algier streng durchgeführt.

Wo ist die Einehe streng durchgeführt? Wem verdankt ihr's, Arbeiter, kleine Leute, daß ihr auch noch ein rechtes Weib bekommt und euch nicht mit dem bloßen Abfall begnügen müßt? Das verdankt ihr dem Christenthum! Das Christenthum ist die rechte demokratische Religion. Mich wundert es manchmal, daß die Großen in der Welt das Christenthum nur noch so gut leiden mögen. Freilich Jesu Lehre und Jesu Leben und das hierarchische römische und hochkirchliche englische Wesen sind dann wieder zwei ver-

schiedene Dinge. Da würde sich der Herr Jesus wohl nicht gut zu Hause fühlen. Im Christenthum ist der Grundsatz streng durchgeführt, daß jeder nur ein Weib habe, im Christenthum ist die Ehe am reinsten und heiligsten aufgefaßt. Ein Weib, eine Juchart Land und wo möglich wie in Stanz die Sonne schon des Morgens um 5 Uhr; da läßt es sich, wenn man gesund ist und sich sonst tüchtig wehrt, schon leben.

Herr Pfarrer Langhans von Bern sprach zu Anfang dieses Jahres im Reformverein in Basel über die Auferstehung Christi. Auf der Zunft zu Gartnern fand eine Diskussion statt, von der ein Referent sagt, daß sie ebenso lebhaft und anregend als würdig gewesen sei, und nach dem Schlusse derselben habe ein Arbeiter — es hieß, der Präsident des internationalen Arbeitervereins — das Wort ergriffen, „um im Namen von vielen Hunderten von Arbeitern und im Namen seines ganzen Standes dem kirchlichen Reformverein für die Anordnung der freireligiösen Vorträge auf's wärmste zu danken.“ Ich habe nicht im mindesten etwas wider Hrn. Pfr. Langhans und diese freireligiösen Vorträge in Basel. Aber wie die Arbeiter allem zujauchzen können, was irgend in der Welt von Freireligiösem und Unkirchlichem gesprochen und geschrieben wird, das begreife ich in der That nicht. Rom haben die Arbeiter und alle nach Freiheit strebenden Menschen zu fürchten, Rom mit seiner geschlossenen geistlichen Macht, die nicht als eine ideale Macht mit dem Worte Gottes über der Welt steht, sondern in weltliche und staatliche Verhältnisse mit weltlichen Mitteln und in weltlicher Weise eingreift, Rom mit seiner reichen und vornehmen Geistlichkeit in Palästen und Equipagen über die ganze Welt zerstreut, Rom mit seiner unverheiratheten, nur an die Interessen

des römischen Stuhls gefesselten Geistlichkeit. Dr. Veuillot führte dem gegenwärtigen französischen Kaiserreiche zu Gemüthe: „Der Staat hat 400,000 Soldaten — es begegnete das noch vor der neuen Armeereorganisation — und die Kirche Frankreichs 40,000 Priester, nur beide vereint können die Revolution bezwingen.“ Ja, beide vereint, die stehenden Heere in Europa und die an den römischen Stuhl gebundenen ehelosen Priester können die Revolution und alle Freiheitsbestrebungen zurückdrängen. Gegen diese beiden Mächte lehnt euch auf, aber nicht gegen die Auferstehung Christi, nicht gegen so manche schöne Lehre des katholischen Glaubens, nicht gegen katholische Geistliche, die in ihren Gemeinden stille wirken und den Herrn Jesum mehr als ihr Oberhaupt anerkennen als den Herrn in Rom, nicht gegen evangelische Geistliche, ob sie orthodox oder freisinnig. Was können evangelische Geistliche in der Schweiz und wo es ist wie in der Schweiz für einen Druck auf Euch ausüben? Von Zwang und Druck, der von dieser Seite kommen sollte, ist es in der Schweiz' geradezu lächerlich zu reden. Zu der Freiheit muß der internationale Arbeiterkongreß noch kommen, daß man den gläubigsten orthodoxesten Arbeiter, sei er Katholik oder Protestant, so gern leidet als den freisinnigsten und ungläubigsten, wenn er Liebe für die Gemeinschaft und treues herzliches Wohlwollen für die Mitbrüder hat. Zwischen den Guten sollte keine Feindschaft bestehen und wenn sie auch die allerabweichendsten religiösen Ansichten haben. Zu dieser Freiheit muß auch die Friedens- und Freiheitsliga kommen. Der Protestantenverein in Deutschland ist in diesem Stücke auf der rechten Fährte; er duldet alle, welche die Gemeinsamkeit anstreben, die ernst und treu das gemeinsame Wohl wollen. Was Emil Ollivier bei einem

Bankett bei Anlaß der Pariser Ausstellung über die Politik sagte: „Lassen wir die Politik auf der Schwelle dieses Saales, da wir nicht für den Frieden reden, den die Politiker bereiten, sondern für den nöthigsten, sanftesten, erhabensten Frieden, den gesellschaftlichen Frieden, den Frieden zwischen denen, welche arbeiten, und jenen, welche sie leiten, zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Meister und Arbeiter," das muß bei den sozialen Bestrebungen auch von der Religion gelten. Religion und Politik nehmen dann ihren Gewinn schon hin.

Was dann im Weitern die Religion anbetrifft, so erlaube ich mir doch noch einige Auslassungen. Ich habe einmal einen Reichen sich äußern gehört: Man müsse dem Armen den Glauben lassen; entziehe man ihm diesen Halt, so habe er gar nichts mehr. Das hatte in seinem damals fetten Munde den Sinn: Wir, die wir Wein und Braten haben, wir können dieses Dinges schon entbehren. Zu seiner Rechtfertigung muß ich beifügen, daß er später auch zu andern Ansichten kam. Als ihm lange Krankheit den rothen Mund todtenblaß machte, redete er nicht mehr so. — Ja, so faßt man es oft. Der Arme fürchtet, die Religion sei nur seinetwegen ersonnen; vielleicht von den Reichen erfunden, um die störenden Blicke des Armen von sich abzuhalten. Nein, die Religion ist nicht ersonnen, die ist von keinem Reichen erfunden; sie wird mit uns geboren. Oder meintet ihr im Ernst, der Reiche käme aus ohne Religion? Liebt er nicht auch seine Kinder, werden sie nicht auch krank, kommen sie nicht auch an's Sterben? O, auch ihn tröstet da kein anderer Gedanke als der: Unsere Kinder sind nicht todt, sie leben uns, sie leben Gott, wir werden sie wieder sehen! Wenn seine Gesundheit unrettbar dahin schwindet, klammert auch er als an den höchsten Trost

an Gott und an das ewige Leben sich an. Auch für den Reichen giebt es in dem versuchungsvollen, durch viel Unglück und Kreuz getrübten Leben keine andere Stütze, keine andere Zuversicht als Gott. Auch für den Reichen ist das Grab, und wenn sie es mit Blumen ganz ausfüllen und mit Marmorplatten umgeben und zudecken, ein feuchter, dunkler Ort und die Ewigkeit ein so schwarzer bodenloser Abgrund wie für den Armen, wenn es nicht durchleuchtet ist von dem Glauben an das Leben, an das Licht, an einen Gott, der Leben und Licht uns wieder geben kann und wenn wir es jetzt auch noch nicht kennen. Nein, wenn es eine Auferstehung zum Gericht giebt, so ist sie ein Schrecken für den Reichen wie für den Armen.

Die Religion! Man hat gesagt, sie verdüstere das Leben, mache das Leben unschön. Wie sähe es doch aus ohne Religion? Wir hätten Feste und wüßten sie nicht zu feiern; wir möchten danken, und wüßten nicht wem; wir möchten mit Jemand Lebendigem reden, und hätten Niemand, der uns hörte. Wie sähe es aus ohne den Glauben an einen lebendigen Gott? Die Schwalbe schwebt um das Haus und findet kein Nest; der Vogel schwirrt durch die Lüfte und findet keinen Ort, da er sich niedersetze. Du staunest ob der Pracht eines schönen Frühlings. Ueber alle Felder ist Freude, in allen Zweigen rauscht's. Du möchtest alle Pracht in deine Seele aufnehmen und ausrufen: „Herr, wie herrlich ist dein Name in allen Landen!" Aber es starrt dir entgegen: „Es ist kein Gott!" Du überblickst dein Leben. Es ist viel Dunkles darin, aber wunderbar ist es gegangen. Du möchtest Gott danken, daß er Freud und Leid, alles zu deinem Besten geleitet, aber es erstirbt dir das Wort auf deiner Lippe. Denn es ist kein Gott! Du schwingst dich in deinem Geiste über die

Erde hinauf zu jenen Welten, die im endlosen Raume sich bewegen; du siehst, wie sie strahlend in endlosen Bahnen wandeln. Du möchtest niederfallen vor ihrem Gott und deinem Gott. Aber dunkel, in feuchtem Nebel kreisen sie an dir vorüber und höhnen dir entgegen: „Es ist kein Gott!" Der Mensch sucht und forscht; er möchte einen lebendigen Gott haben, er möchte ein Herz haben, das wie das seine ihn verstände. Der Mensch, der liebevolle, liebebedürftige, der Mensch, ein Geist, möchte einen großen Geist, ein großes Herz, eine Quelle des Geistes und der Liebe. Aber überall tritt es ihm entgegen: „Es ist kein Gott!" Ueberall Leere, Nichts, der Tod.

O, wie thöricht reden wir oft über Gott und göttliche Dinge!

Uhlich fordert von den Konfirmanden, daß sie denken und gute rechtschaffene Menschen werden. Das ist Alles recht und gut; denken und rechtschaffene Menschen werden wollen auch wir, und das können wir und sind es auch hoffentlich. Aber zum Denken giebt es in unserer Religion und im sonstigen Leben der Dinge genug und am Rechtschaffenwerden hat das Christenthum gewiß Niemanden verhindert. Von den ersten Christen, die den Glauben am innigsten und herzlichsten hatten, heißt es: „Sie lebten in der Liebe zu ihrem Herrn und zu ihren Brüdern ein frommes demüthiges Leben, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit; sie nannten sich untereinander Brüder, und waren bereit für einander das Leben zu lassen. Ihre Kinder wurden in der Furcht des Herrn erzogen, ihre Sklaven mit Gerechtigkeit und Güte behandelt, ihre Armen, Kranken, Wittwen und Waisen mit aufopfernder Sorgfalt gepflegt; auch der Fremde, sogar der Feind, war nicht von dieser Liebe ausgeschlossen. Ein heiliger, aber heiterer Ernst begleitete all

ihr Thun; ihr Blick war gerichtet auf das, was droben ist. Sie sahen den Himmel für ihr Vaterland an und nannten ihre irdische Wohnung nur ihre Herberge. So waren sie das Salz der Erde und ein Licht der Welt, und auch ihre Feinde konnten ihnen ein gutes Zeugniß nicht versagen. Seht, wie sie sich lieben! riefen sie bei ihrem Anblick öfters aus."*)

Denken und rechtschaffene Menschen werden, das ist alles recht und gut, aber ist doch gar eine kühle Weisheit. Wir wollen es auch schön haben, wollen auch gemüthlich warm werden; wir wollen aller Pracht und aller Wunder uns erfreuen.

In einer religiösen Versammlung, welche Uhlich im Sommer 1867 in Hannover hielt, wurde geraucht und Bier getrunken. Muß man sich da nicht gegenseitig in's Gesicht sehen und lachen: „Ist das eine religiöse Versammlung? Was wollen wir doch? Gehen wir lieber nach Hause." Das mag eine interessante Versammlung sein, aber von Religion und Kirche kann da keine Rede mehr sein.

Uhlich sagt aus einer zwanzigjährigen Erfahrung, daß die in den freien Gemeinden gelehrte religiöse Ueberzeugung geeignet sei, ihre Anhänger zu einem würdigen sittlichen Leben und einem ruhigen Sterben zu führen. Ich glaube das, aber es ist das auch gar ein ruhiges greisenhaftes Wesen. Wir wollen es, ich sage es noch einmal, auch schön haben, und von Jesus Christus und allen hohen herrlichen Dingen des Christenthums sich trennen und dem Tode, dem unbekannten Lande gegenüber, dem Wunderlande gegenüber, der ernsten Ewigkeit gegenüber

---

*) W. Leipoldt.

so ruhig und gefaßt bleiben, wie wenn wir mit Jesus im Bunde stehen, das versuche, wer es will; ich könnte es nicht, ich muß den Herrn Jesum und den Himmel und alles Schöne und Große der christlichen Kirche haben.

XI. Kapitel.

Einsiedeln.

Am Abend erschien an den Ufern des Rütli ein Dampfschiff und führte die Gäste an die verschiedenen Punkte des Sees; der eine trat so, der andre anders seine Heimreise an. Ich wandte mich nach Brunnen und durch die Abenddämmerung hindurch und grüne Wiesen, die links und rechts an der Straße liegen, nach dem Flecken Schwyz, am Fuße der beiden Mythen in einem Walde von Obstbäumen verborgen. Am Morgen pilgerte ich, nur noch mit einem Reisegefährten, den Haken hinauf, einen zweistündigen sanft ansteigenden Weg durch Weide und Wald, von dem aus jeder Rückblick, jedes Ausruhen die schönste Aussicht auf See und Thal gewährte. Auf dem Haken, der eine prächtige Rundschau, nur in dieser Höhe, eröffnet, sagten wir der Urschweiz, Altorf und Rütli, Seelisberg und allen Herrlichkeiten, die wir in diesen Tagen geschaut, ein Lebewohl, und wandten uns der Hochebene des Kantons Schwyz zu. Bald gewahrten wir, daß wir damit heiliges Land betreten, denn es kamen uns in kleinern und größern Gruppen Wallfahrer entgegen, die noch vom gestrigen Heiligenkreuztag in Einsiedeln geblieben waren. Das ist nämlich der Tag, an dem die Engelweihe gefeiert wird. Als wir gegen Mittag nach Einsiedeln kamen, sahen wir noch das Gerüste des vor dem Kloster errichtet gewe-

senen großen Altars; es reichte bis an die Giebel der höchsten Häuser und wurde eben von Zimmerleuten kunstgerecht wieder abgebrochen, eine schwierigere Arbeit, als wenn man im Glarnerland nach der Landsgemeinde den Ring wieder auseinander nimmt und für ein Jahr in Gewahrsam bringt. Der Altar war am Abend, als die Prozession aus der Kirche dahin stattfand, mit unzähligen Lichtern beleuchtet gewesen.

Die Hochebene, auf der Einsiedeln und das Hauptstück des Kantons Schwyz liegt, ist eine trostlose Gegend, sumpfiger oder trockener Boden, selten ein frisches grünes Feld, magerer niedriger Tannwald; auf den Torfgründen grau gebleichte und geregnete Bretterhäuschen, die in dieser Anzahl und Einförmigkeit einen melancholischen Eindruck machen. Die Herrlichkeiten des Kantons Schwyz liegen zu dessen Füßen, da wo er angränzt an den Vierwaldstätter- und Zürchersee, in seinen Thälern Muottaz und Wäggithal; aber das Mittelstück ist trostlos. Da ist es allerdings gut, daß Einsiedeln vorhanden ist; das giebt ihm seine Bedeutung.

In der einsamen, rings von Bergen umschlossenen Gegend hatte sich schon im neunten Jahrhundert der heilige Meinrad, aus dem Hause Hohenzollern, angesiedelt. Nach seiner gewaltsamen Ermordung durch Räuber stand die Zelle des Heiligen eine Zeitlang verödet, bis gegen Ende des zehnten Jahrhunderts sich daselbst ein Kloster erhob, durch die Bemühungen des Domprobstes von Straßburg, Eberhard. Die wunderbare Einweihung dieses Klosters trug viel zu dessen Berühmtheit bei. Als nämlich der heilige Konrad, Bischof von Konstanz, die Weihe vollziehen wollte, hörte man den Abend vor der Feierlichkeit im Innern der Kapelle einen Gesang von un-

sichtbaren Stimmen, und als folgenden Tages die Ceremonie beginnen sollte, ließ sich dreimal hinter einander die Stimme vernehmen: „Halt an, sie ist von Gott geweiht!" Die Wahrheit dieser Begebenheit ward durch eine päpstliche Bulle von Leo VIII. beurkundet, jede fernere Einweihung durch Menschenhand verboten und ein eigenes Fest angeordnet, das Fest der Engelweihe, welches sich stets eines starken Besuches aus der ganzen Umgegend und selbst aus der Ferne zu erfreuen hatte. Das Kloster erhielt bald reiche Schenkungen, und besonders wurden viele Adelige aus Deutschland und der Schweiz in dasselbe aufgenommen. Als aber die Schenkungen in der Folge aufhörten, kam dem Stifte nichts Besseres zu statten, als die hochgepriesene wunderthätige Kraft des dort aufgestellten Marienbildes, welches die heilige Hildegard, Aebtissin des Frauenmünsters in Zürich, dem frommen Meinrad geschenkt haben sollte. Dieß und der vollkommene Ablaß, welchen mehrere päpstliche Bullen zu den Gerechtsamen des Stiftes hinzufügten, zog besonders seit dem vierzehnten Jahrhundert eine reiche Schaar von Wallfahrern aus allen Ständen herbei, welche bald größere, bald geringere Geschenke und Gebühren zurückließen. Kaiser Otto schenkte ihm die ganze umliegende Wildniß-Gegend, und Rudolf von Habsburg machte 1274 den Abt zum Reichsfürsten. Es ist ein Wallfahrtsort von europäischer Berühmtheit geworden, der mit San Jago de Compostella in Spanien, Loretto in Italien und Maria-Zell in Steiermark in der Zahl der Besucher konkurrirt. Die durchschnittliche Summe der jährlichen Wallfahrer wird auf 150,000 veranschlagt. Im Sommer 1861 bei Gelegenheit des Millennariums waren es deren 200,000. Die Gebäude des Klosters brannten fünfmal nieder; das ge-

genwärtige massive, in italienischem Styl errichtete Hauptgebäude stammt aus den Jahren 1704 bis 1719. Als die Franzosen 1798 die Schweiz plündernd durchzogen, raubten sie auch die Klosterschätze und nahmen ein Muttergottesbild, vermeintlich das wunderthätige, mit nach Paris. Die Mönche hatten jedoch das ächte schon nach Tyrol geflüchtet und kehrten mit demselben 1803 zurück. Wahrscheinlich um diesen Raub gut zu machen, schenkte Napoleon III. diesen Sommer dem Kloster einen 24 Zentner schweren, im Feuer vergoldeten Kronleuchter, der nun mitten in der Kirche prangt. Wären wir ein paar Tage früher nach Einsiedeln gekommen, hätten wir ihn in seinem unzweifelhaft prächtigen ersten Lichtmeere schimmern gesehen.

In der Zeit der Reformation war Zwingli ein paar Jahre Prediger in Einsiedeln und wirkte in seinen reformatorischen Bestrebungen mit solchem Erfolg, daß der größte Theil der Mönche ihre Zellen verließen und Weltgeistliche wurden. Dabei wurde er von seinem Abte, oder richtiger dem Administrator des fürstlichen Stiftes, Baron Theobald von Geroldseck, redlich unterstützt. Auch der eigentliche Abt, Konrad von Rechberg, für welchen Theobald die Geschäfte verwaltete, war ein frommer und helldenkender Mann. Ersterer hatte bereits schon früher, um dem Aberglauben zu wehren, die prahlerische Inschrift über dem Eingange der Abtei auslöschen lassen, auf welcher vollkommener Ablaß für alle Sünden verheißen war. Ebenso führte er in dem unter seiner Aufsicht stehenden Frauenkloster Fahr das Bibellesen statt des Mettengesanges ein, und suchte unter den von ihm beaufsichtigten Mönchen immer mehr einen frommen, wissenschaftlichen Geist zu wecken. Es bildete sich demnach unter der Leitung

dieses verdienstvollen Abtes allmälig ein Verein Wissenschaft liebender freisinniger Männer, so daß Einsiedeln als ein Herd des reformatorischen Geistes in der Schweiz angesehen werden mußte. Der Napoleonische Leuchter wiegt 24 Zentner — sammt den Kisten wog er 56 Zentner — und ist im Feuer vergoldet. Gegen den läßt sich allerdings auch nicht viel einwenden.

In Einsiedeln befindet sich eine große Monstranz von gediegenem Gold, zehn Pfund schwer, eine gut geordnete Klosterbibliothek von 32,000 Bänden, besonders historischer Literatur und werthvollen Handschriften aus dem achten bis zwölften Jahrhundert, und ein Naturalienkabinet. Das Kloster wird gegenwärtig von 64 Benediktiner-Priestern, 18 Klerikern und 15 Laienbrüdern und einer bedeutenden Zahl von Studierenden bewohnt. In der 416 Fuß langen Hauptfaçade nimmt die 337 Fuß tiefe Kirche mit ihren beiden Glockenthürmen den Haupttheil ein. Das Innere ist mit Malereien und Vergoldungen überladen. Selbständig im Mittelschiff, nicht weit vom Eingang der Kirche, zwischen vier gewaltigen, die Kirchendecke stützenden Säulen steht die aus schwarzem Marmor erbaute St. Meinrads-Kapelle, in deren Innern das wunderthätige Marienbild, eine kohlschwarze Puppe mit dem Jesuskind auf dem Arm, übersäet mit Gold und Diamanten, aufgestellt ist. Vor dieser Kapelle, die mit einem Gitter verschlossen ist, stehen oder liegen beständig eine Schaar betender Pilger auf den Knien, Rosenkranz und Betbuch in den Händen und kleine Wachskerzchen um die Kapelle herum befestigend, die sie an dem ewigen Lichte, das in der Kapelle brennt, anzünden. Es ist ein Publikum, wie es den Herrn Jesum mag umgeben haben, als er die Mühseligen und Beladenen zu sich rief. Da

sieht man auch Gichtbrüchige und Lahme, Blinde und Stumme und mit allerlei Krankheit Behaftete; Mütter, die für ein krankes Kind daheim inbrünstig beten, bleiche, abgemagerte Schwächlinge, welche beim Beten mit ihren aufgehobenen magern Fingern zittern und die Augen krampfhaft auf- und niederschlagen. Oft murmelt eine Schaar, jeder für sich, ihre Gebete; bisweilen fordert einer die Umstehenden auf, wenn er ein besonderes Anliegen hat oder ihm an der Mithülfe der Betenden besonders gelegen ist, mit ihm zu beten. Er betet dann laut vor und die andern begleiten still sein Gebet. Zerstreut in der großen weiten Kirche, wenn kein Gottesdienst stattfindet, sieht man da und dort Gruppen in den Kirchenstühlen sitzen oder knien und eine Reihe dünner Wachskerzchen vor sich an die Stühle kleben, oder sie beten vor den verschiedenen Altären. Beim Austreten küssen viele den Boden der Kirche. Zu vergessen ist auch nicht, daß sie draußen auf dem großen Platze von dem Brunnen trinken, der 14 Röhren hat und mit dem Bilde der heiligen Jungfrau und einer großen goldenen Krone geschmückt ist. Rechts und links von dem Aufgang zur Kirche stehen die Standbilder der Kaiser Otto I. und Heinrich I., Beschützer des Klosters. In den Arkaden, die im Halbkreis den Platz umgeben, werden Gebetbücher und Heiligenbilder, Rosenkränze, Crucifixe und andere Devotionalien verkauft. Die Bänzinger'sche Buchhandlung allein beschäftigt zur Herstellung solcher Artikel einige Dutzend Pressen und 400 Arbeiter. Ein großer Theil der Einsiedler Häuser sind natürlich Gasthöfe und Wirthshäuser. Unter den Wirthsschilden hat mir am meisten mißfallen, daß man sogar die Jungfrau auch als Wirthshausschild benützt. Wohin man so viel eigene und fremde Sünden trägt — denn reiche

oder bequeme Sünder oder solche, die an der eigenen Wallfahrt verhindert werden, bezahlen andern die Reise — da sieht man sich auch nach den Beichtstühlen um. Wo sind die Beichtstühle in dieser großen Einsiedler-Kirche? Links vom Kirchenschiff thut sich eine Thüre auf, die führt in eine eigene Kapelle, die nur für die Beichte bestimmt ist. Da ist es zum Wahnsinnigwerden! Es ist eine niedrige Kapelle mit gedrücktem Gewölbe, kellerartigen Fenstern, wenigem Licht, an den Seiten ganze Reihen dunkelbrauner eichener Beichtstühle. In der Zeit, da nicht gebeichtet wird, sitzt da und dort zwischen den Beichtstühlen ein melancholisches Bäuerlein, eine niedergeschlagene, traurige Weibsperson und brüten und sinnen in schwermüthiger Stimmung. Da ist's denn gut, daß in dem hellen, von Gold strahlenden Chor der Kirche wieder ein anderer Gottesdienst stattfindet, daß die arme geplagte Seele da wieder den Trost empfängt: es ist jetzt in der heiligen Messe für dein: Sünden Genugthuung geschehen; du bist wieder mit Gott versöhnt, Christus ist für dich gestorben. — Eine Gruppe Pilger freute uns besonders. Als wir bald den Etzel erreicht hatten, hörten wir einen Gesang die Straße herab kommen. Es kam uns vor, es sei eine ländliche Hochzeit oder eine Gesellschaft, die auf eine Kirchweih ziehe. Als sie uns aber näher kamen, waren es Pilger in malerischer Tracht; Roth und Schwarz spielten dabei die Hauptrolle; das alte Bäuerlein trug schwarze kurze Lederhosen, weiße Strümpfe, rothe Weste; die Bäuerinnen schritten ganz tapfer baarfuß über den Kies; dabei sangen sie ein so fröhliches Lied von dem Herrn Jesus, daß es mir wurde: ja, da leben jetzt die Menschen noch von der Religion, ihr Leib und ihre Seele freuen sich; wir Protestanten singen oft nur pflichtgemäß unsere düstern

Melodien. Weiter oben auf dem Etzel fanden wir eine Schaar, die staunte nicht wie wir in die schöne Aussicht hinein; ihr Blick war nach Einsiedeln gerichtet, betend standen sie, die entzückten Augen nach dem Ziel ihrer Reise gerichtet, das sie von ferne geschaut. So mögen die Pilger nach Jerusalem ausschauen, so mögen die Erdenpilger nach dem himmlischen Zion blicken, wenn sie's von ferne geschaut.

„Ach, dürft' ich doch von ferne steh'n
Und nur ein wenig hören,
Wenn deine Sinnen sich erhöh'n
Und Gottes Namen ehren,
Der heilig, heilig, heilig ist,
Durch den auch du geheiligt bist;
Ich weiß, ich würde müssen
Vor Freuden Thränen gießen."

Auf dem Etzel steht noch ein Besitzthum des Klosters Einsiedeln, wie überhaupt dieses Kloster so viel Güter und Höfe besitzt, daß man sagt, seine Geistlichen könnten nach Rom reisen und Tag für Tag auf ihren eigenen Besitzungen absteigen. Da trinkt man auch vortrefflichen Wein, der am Sonnenberg im Thurgau als eigenes Gewächs gereift ist; die Wirthschaft auf dem Etzel wird auch nicht auf dem Wege der Steigerung in Pacht gegeben, sondern um mäßigen Zins an bewährte Pächterfamilien überlassen, so daß es hier zutrifft: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen." Auf der Höhe wird man plötzlich überrascht durch eine prächtige Aussicht auf den Zürchersee, die Kantone Zürich und St. Gallen. Da tritt man, nachdem man das Mittelstück des Kantons Schwyz durchwandert hat, aus der gebirgigen Schweiz in die ebene, aus der katholischen in die protestantische, aus der frommen mittel-

alterlichen in die blühende gewerbreiche neue Schweiz. Auch ein prächtiges Bild; überhaupt eine schöne Schweiz, und es ist mir auf dieser Reise aufs neue wieder geworden: Kein Wunder, daß die Fremden in Schaaren unsere Schweiz besuchen, sie ist ein schönes Land!

Ueber den Zürchersee führte uns bei einbrechender Dämmerung, nachdem das Gold der Abendsonne von Land und See gewichen, die große Brücke nach Rapperswyl. Mein Begleiter zählte 1563 Schritte. Von Rapperswyl schob uns die Eisenbahn wieder in die Berge hinein und am Samstag pilgerten wir zu Fuß der Heimath entgegen, aus der wir am Dienstag nach Uri gestiegen.

Schluß.

Eine lange Reise! freundlicher Leser, wirst du denken. Ja, wir haben uns da und dort verweilt und allerhand Gedanken sind uns gekommen. Mögen sie in dir auch wieder Gedanken erzeugen, wenn auch da und dort anderer Art. Ich kehrte reicher heim, als ich ausgezogen, und als ich meine Berge und meine Geschäfte, mein Dorf und mein Haus, die Kinder und die Leute wieder erblickte, war es mir nicht, als sei durch die neue Anschauung, die ich gewonnen, alles unschöner und drückender geworden; nein, es war mir, jetzt, da es in meinem Geiste um vieles Wogende und Drängende klarer geworden, jetzt, da ich eine Lösung für vieles Verworrene und Dunkle gefunden, als ob alles freundlicher, lieblicher, glücklicher wäre; ich hätte alle an meinem Glücke mögen theilnehmen lassen. Ja, nur ein wenig Verstand und ein wenig guter Wille, und wir könnten so viel auf der Welt bessern und ändern.

